



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herculaneum

Corti, Egon Caesar <Conte>

München, 1951

6. Kapitel Die Wiederauferstehung Pompejis unter der Herrschaft König Ferdinands und im napoleonischen Zwischenspiel (1770 bis 1815)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78682](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78682)

6. Kapitel

Die Wiederauferstehung Pompejis unter der Herrschaft König Ferdinands und im napoleonischen Zwischenspiel.

1770—1815.

Mit dem 12. Januar 1767 war der junge König Ferdinand von Bourbon, für den Tanucci bisher die Regentschaft führte, sechzehn Jahre alt geworden und hatte damit nach den Hausgesetzen die Minderjährigkeit hinter sich gebracht. Sein Vater dachte schon an seine künftige Heirat und erbat von der Kaiserin Maria Theresia in Wien die Hand einer ihrer Töchter. Da diese Herrscherin bestrebt war, für ihre zahlreichen Kinder sogenannte „établissements“ zu finden, die in erster Linie den großen politischen Interessen Habsburgs entsprechen sollten, willigte sie gerne ein, daß eine hiervon, und zwar die damals sechzehnjährige Erzherzogin Josepha, als Frau für den Beherrscher Neapels bestimmt werde. Dieser war damit einverstanden und verlangte nur ihr Bild, denn er hatte sie natürlich noch nie gesehen. Als der junge Fürst es erhalten hatte, meldete der Botschafter, er habe „vollkommen wahrgenommen, daß dieses Ihre Majestät das wahrhaft innigste Vergnügen verursachte“¹⁾.

Für den Oktober des Jahres 1767 war die Hochzeit geplant. In diesem Monate machte sich der Vesuv von neuem bemerkbar, und eines Tages brach wieder, wie Kaunitz meldete²⁾,

¹⁾ Ernst Graf von Kaunitz-Rittberg an seinen Vater, den Reichskanzler Kaunitz, Neapel, 24. Januar 1767. Wien, Staatsarchiv.

²⁾ Ernst Graf von Kaunitz an seinen Vater, Neapel, 20. Oktober 1767. Wien, Staatsarchiv.

„Lava mit einem gräßlichen Geprassel und Getöse aus fünf verschiedenen Orten mitten in dem Berge hervor. Da sie sehr schleunig in wenig Stunden vielen Weg gewonnen, welcher gerade nach Portici gehet, so haben sich des Königs Majestät sowohl, als alles, was zum Hofe gehöret, ein Uhr nach Mitternacht in die Stadt geflüchtet.“ Abergläubig, wie man in den höchsten Kreisen war, nahm man dies als böses Vorzeichen, und wirklich kam kurze Zeit darauf die traurige Nachricht, die Braut des Königs, Erzherzogin Josepha, sei plötzlich den Blattern erlegen. Die kaiserlichen Leibärzte hatten nämlich, trotzdem Maria Theresia selbst eben erst diese schreckliche Krankheit mitgemacht hatte, das damals noch gänzlich neue Verfahren des Impfens widerraten und seine Anwendung bei den Kindern der Kaiserin bisher verhindert.

Dieses Unglück änderte aber den Willen der Herrscherin nicht; noch am Todestage ihrer Tochter Josepha wies sie zugleich mit der Trauernachricht ihren Botschafter in Madrid an, König Karl naheulegen, er solle nunmehr die Hand Charlottens, der fünfzehnjährigen Schwester Josephas, für seinen Sohn in Betracht ziehen. Zur selben Zeit ging ein ähnlicher Befehl nach Neapel. Dort war der junge Monarch nach der Meldung Kaunitzens „von selbstem gleich auf diesen Gedanken verfallen“, so daß es, wie der Botschafter meinte, „dermalen fast auf nichts als die Veränderung des Namens in denen Heyraths-Punkten und Vollmachten ankäme“¹⁾.

König Ferdinand machte einen guten Tausch, denn die Kaiserin hatte einmal selbst von ihrer Tochter Josepha gesagt: „Ihre Gesichtszüge sind nicht einnehmend, und ihr Betragen ist es ebenso wenig“²⁾, während Maria Theresia von Charlotte kurz vorher jemand geschrieben hatte, sie gleiche

¹⁾ Graf Kaunitz an seinen Vater, Neapel, 28. Oktober 1767. Wien, Staatsarchiv.

²⁾ Kaiserin Maria Theresia an Gräfin Lerchenfeld 1763. Siehe Eugen Guglia, Maria Theresia. München-Berlin 1917. II/202.

ihr unter all ihren Töchtern am meisten¹⁾. Die Herrscherin war sich klar, daß ihr Kind dabei ein Opfer der Politik würde, denn aus den Berichten Kaunitzens wußte sie genau, wie der Mann war, den sie der Tochter bestimmte. „Ihro Majestät wissen nichts von den Geschäften“, schrieb der Graf über ihn, „Ihro Faulheit ist unbegrenzt. Der König weiß gar nicht, auf was Art Er sich in seinen Zimmern die Zeit vertreiben könne, maßen von Lesung guter Bücher niemalen die Frage ist und Er weder die Musique, noch das Zeichnen versteht, auch kein einziges Spiel, nicht einmahl solche liebet, wo die Bewegung darzu erfordert wird. Nichts ist also, was Ihn auf eine angenehme Arth in dem inneren seines Gemachs unterhalten könnte, mithin bleibt Ihm nichts, wie die Jagd übrig, auf welche Er täglich zu gehen pfelet, es sey auch was für Wetter es wolle. Da aber auch diese Beschäftigung, so doch die einzige ist, nicht hinreicht, Ihm die Zeit zu vertreiben, so suchet Er solche von der Stund an, als Er nach Hause kommt, bis zu jener, als Er sich zu Bette leget, mit Kinder- und anderen Possen in Gesellschaft derjenigen abzukürzen, so sich um Ihn finden²⁾.“

Der König hörte Kaunitz, wenn er zur Audienz bei ihm erschien, oft gar nicht erst lange an, sondern kitzelte und zwickte ihn lieber so sehr, daß der Graf durch die Zimmer entlaufen mußte, und der kindische Monarch glaubte dabei, dies sei eine „gute Façon“, um den Botschafter auszuzeichnen³⁾.

Im März 1768 wurde dem jungen Fürsten auch eine Miniatur seiner neuen Braut geschickt, und über die Wirkung meldete Kaunitz nach Hause, daß der König „Ihro königliche

¹⁾ Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Herausgegeben von A. von Arneth 1881. IV/488.

²⁾ Graf Kaunitz an seinen Vater, Neapel, 20. Januar 1768. Wien, Staatsarchiv.

³⁾ Graf Kaunitz an seinen Vater, Neapel, 27. Juli 1768. Wien, Staatsarchiv.

Hoheit die Erzherzogin Charlotte dem Bildnisse nach, weil er nach solchem Sie sehr schön findet, mehr wie die höchstseelige Erzherzogin Josepha liebe, wozu denn auch noch beitrage, daß man ihm beständig vorschwätzet, wie Ihre Majestät die zukünftige Königin sehr lebhaft und aufgeräumt wären, welches ihm denn, da er wiewohl mit siebzehn Jahren noch ein pures Kind ist, sehr gefällt, weil er vermutet, daß Ihre Majestät die Königin auch an dem, so seinen Zeitvertreib ausmachet, gerne Antheil nehmen werden¹⁾.“

So fand denn im April desselben Jahres in Wien per procura die Vermählung der Erzherzogin Charlotte mit dem jungen Monarchen statt. Nach der ganzen Charakteranlage der beiden Eheleute hatte die Kaiserin allen Grund zu hoffen, daß ihre, dem nunmehrigen Gemahl geistig weit überlegene Tochter auch auf die Regierung des Königreiches weit im Süden einen dem Hause Habsburg nur sehr nützlichen Einfluß werde nehmen können.

In Neapel angekommen, nahm die junge Frau den Namen Karoline an. Sie, die alles aus Pflichtbewußtsein auf sich lud, wußte nicht, was sie zu ihrem Gemahl sagen sollte. Nach den ersten Wochen ihrer Ehe schrieb sie einem Freunde, nur ihr Glaube an Gott habe sie davor bewahrt, Selbstmord zu begehen. Nun strebte sie danach, sich mit ihrem Schicksal abzufinden und im Studium ihres neuen Königreiches, seiner Schönheiten und Verhältnisse Ablenkung und in rastloser Tätigkeit Herzensruhe zu finden. Sie mühte sich, ihren Mann so zu nehmen, wie er war, eben als ein noch unmündiges Kind, und zeigte im übrigen an allem Wichtigem im Lande das höchste Interesse. Schon zu Hause hatte sie viel von den prachtvollen Funden und Ausgrabungen aus antiker Zeit gehört. Zur Zeit ihres Eintreffens in Neapel stand man gerade im Begriffe, das große offene Theater Pompejis freizu-

¹⁾ Graf Kaunitz an seinen Vater, Neapel, 15. März 1768. Wien, Staatsarchiv.

legen, dem bald auch die Entdeckung des kleineren geschlossenen folgte, das nun langsam an das Tageslicht trat. Die junge Königin ließ sich sofort dahin führen, setzte sich auf die Steinstufen in den kreisförmigen Sitzreihen und besuchte die Denkmäler, die in immer steigendem Maße an der Gräberstraße vor dem Herculaner Tor freigelegt wurden. Mit Begeisterung verfolgte sie jede neue Nachricht und wäre gerne viel öfter an die Grabungsstätten gegangen, hätte sie nicht soviel Zeit für ihren Gemahl aufwenden müssen; er verlangte zum Beispiel von ihr, daß sie ihn auf seinen oft den ganzen Tag andauernden Jagden begleite. Da diese seine Hauptbeschäftigung bildeten, so war sie allzuhäufig gezwungen, stundenlang im Gelände zu sitzen, zu warten und auszuharren, ohne selbst Jägerin zu sein. Die ersten Briefe, die sie an ihre Vertrauten in der Heimat richtete, klangen zuweilen so besorgniserregend, daß Kaiserin Maria Theresia endlich beschloß, im April 1769 ihren damals achtundzwanzigjährigen Sohn Joseph, den Bruder der jungen Königin, der schon seit vier Jahren römisch-deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter war, nach Neapel zu senden, um dort nach dem Rechten zu sehen. Der Monarch traf bald darauf über Florenz in Rom ein, wo er mit solcher Neugierde empfangen und begrüßt wurde, daß ein kleines Gedicht darüber umging:

Zu sehen Rom, nach Rom, der Kaiser wollte gehen,

Doch hat Rom mehr an ihm, als er an Rom gesehen.

Vierzehn Tage hielt sich Joseph in der Ewigen Stadt auf, dann fuhr er weiter nach Neapel, das er nach siebenundzwanzigstündiger Wagenfahrt erreichte. Kaum war er angekommen, ging er sofort in den königlichen Palast, und als Karoline das hörte, eilte sie ihm entgegen und warf sich ihm, halb angekleidet wie sie war, in die Arme. Der König verwies ihr dies in einem ärgerlichen Ausruf. „Aber sie ist doch meine Schwester“, warf der Kaiser ein.

Der fürstliche Gast stieg bei dem Botschafter Kaunitz ab, weil er hoffte, dort ungestörter zu sein als im königlichen Palais. Dann machte er sich aber sofort daran, die Verhältnisse Neapels und besonders die Person seines Herrschers näher kennenzulernen. Durch gänzliche Verachtung der Etikette — der Kaiser warf sich zum Beispiel im Kabinett seines Schwagers einfach auf den teppichbelegten Boden und lud Ferdinand von Neapel ein, dasselbe zu tun —, durch einen witzig scherzenden Ton wollte er sich dessen Zuneigung gewinnen. Es dauerte auch nicht lange, da duzten sich die beiden und nannten sich gegenseitig Don Fernando und Don Pepe. Bei aller Zurückhaltung blieb Joseph II. aber doch oft sprachlos unter dem Eindruck der Kindereien des nun schon achtzehnjährigen Königs. So stand er verlegen lächelnd da, wenn der junge Monarch, der mit Peitschen zu knallen liebte, ihm dies artige Spiel in Zimmer und Garten wiederholt vorführte. Ferdinand liebte es auch, den Hofleuten Gefrorenes in die Taschen und Marmelade in die Hüte zu geben und dergleichen mehr. Jede ernste Beschäftigung lag ihm fern, und er beklagte sich unter anderem bei dem Gaste, seine Frau, die Königin, lese so gerne, während er jede Lektüre nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei allen anderen hasse. Als Joseph mit seiner Schwester über ihren Gemahl sprach, meinte sie einmal wohlwollend: „Ach Gott, er ist ein recht guter Narr¹⁾.“

Der Kaiser hätte so gerne vielen interessanten Dingen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, aber es nützte nichts, auch er mußte den König auf seinen ewigen Jagden begleiten, wobei er ironisch zusah, wie die lange gefangengehaltenen Wildschweine und Damhirsche innerhalb eines mit Netzen abgesperrten Ganges vorbeigetrieben wurden, während Don Fernando nichts weniger als waidgerecht in die Tiere hinein-

¹⁾ Kaiser Joseph II. an Kaiserin Maria Theresia, Florenz, 21. April 1769. Wien, Staatsarchiv.

schoß. Auch mußte Joseph dem Monarchen zusehen, wie er in einem kleinen abgesperrten, vorher mit einer Unzahl von Fischen gefüllten Wasserbecken nächst dem Meere angelte. Die Jagd brachte aber wenigstens den einen Vorteil mit sich, daß sie den Kaiser nach Portici und damit in jene Gegend führte, die den antiken Ausgrabungen nahe lag, auf deren Besichtigung der fürstliche Gast sich schon lange freute. Er hatte einige Tage vorher mit Tanucci davon gesprochen, wie gerne er den Fund von vierunddreißig menschlichen Skeletten sehen würde, der am 16. April 1768 zwischen dem großen Theater und dem Isistempel gemacht worden war. Der neapolitanische Minister gab darauf La Vega sofort den Befehl, mehr Arbeiter einzustellen und ein Haus, das man schon gefunden habe und wo sich ein Skelett befinden müsse, so wieder mit Lapilli zuzuschütten und herzurichten, daß man es dann in geschickter Weise vor den Augen des Monarchen gleichsam als eben erst entdeckt ausgegraben könnte¹⁾.

Am 7. April früh begab sich Kaiser Joseph auf den Vesuv, verweilte bei der Rückkehr eine Zeitlang nächst den Fundstätten von Herculaneum, besichtigte den Brunnen, durch den d'Elboeuf seinerzeit die ersten Spuren der Stadt zutage gefördert hatte, und traf dann schon gegen Abend in Torre dell' Annunziata ein, wo das eben wieder von einer Jagd heimgekehrte Königspaar ihn erwartete. Dort wurde das Diner eingenommen, und so kam man erst um acht Uhr abends dazu, Pompeja, wie es damals hieß, zu besuchen. Während der junge Monarch Neapels die verschiedenen Sehenswürdigkeiten „recht leichthin“, wie Joseph sagte, durcheilte, interessierte sich der Kaiser ganz außerordentlich für die Sache. Sofort hatte man ihn an den ausgemachten

¹⁾ Es war dies jenes Haus, das heute mit Regio VIII, Insula 2, Nr. 39, in Pompeji bezeichnet wird und auch heute noch den Namen „Casa dell' Imperatore Giuseppe II.“ führt.

Punkt geführt, und schon nach dem ersten Spatenstich fand man vor seinen Augen eine Bronzevase, kleine Silbersachen, Münzen, Fibeln und Terrakottafiguren. Zunächst war der Gast überrascht, dann aber zweifelte er gleich daran, daß es mit rechten Dingen zugehe und meinte ganz richtig, die Gegenstände wären vorher so zurechtgelegt und nur leicht zugedeckt worden, um dem Glück etwas unter die Arme zu greifen. Der Leiter der Grabungen, Ingenieur La Vega, suchte, höchst verlegen geworden, den Kaiser „aufzuklären“. Der aber blieb mißtrauisch, was seine höchste Anteilnahme an allem nicht verminderte. William Hamilton, der mit Kautz gleichfalls von der Partie war, gab mit seiner Leidenschaft für antike Dinge die nötigen Erläuterungen mit solchem Feuer, daß sich selbst der König interessierte und daran Geschmack fand. Der österreichische Gast verfehlte nicht, ihn darin zu bestärken und ihm vorzustellen, wie nützlich nicht nur, sondern auch wie ruhmvoll das Unternehmen für ihn und sein Land wäre. Der junge Monarch erklärte daraufhin, er wünsche in Zukunft öfter wiederzukommen und gab La Vega den Auftrag, ihn aufmerksam zu machen, wann immer sich Anzeichen zeigten, daß man etwas finden könnte. Er würde gegebenenfalls dafür, selbst auf Kosten der geliebten Jagd, einen ganzen Tag aufwenden.

Indessen gingen vor den Augen der beiden Herrscher die Arbeiten an dem Freilegen eines mehrstöckigen antiken Hauses vor sich, wie ein solches in Pompeji bis dahin nur selten aufgefunden worden war. Es besaß nicht nur ein sehr reich geschmücktes Atrium, ein schön mit Fresken bemaltes Schlafzimmer mit dem Abbild der Juno, dem Genius der Hausfrau, sondern auch ein Bad und eine große Bäckerei, die unterirdisch gelegen durch eine runde Öffnung Licht erhielt. Man bahnte einen Weg in den großen Backraum, in dessen Nordostecke der Ofen und in der Mitte eine große Schüssel zum Anfeuchten des Brotes stand. Auf einem Lapillihaufen fand

sich, halb sitzend, halb liegend, das Skelett eines Mannes, der bei der Katastrophe hier vor den herabfallenden Steinen Schutz gesucht hatte und wie alle anderen, die sich auf ähnliche Weise zu retten versuchten, erstickt war. Neben der Leiche lagen mehrere Münzen. Sinnend stand der Kaiser lange Zeit vor diesem durch den Schein der Fackel gespenstisch beleuchteten Zeugnis eines erschütternden menschlichen Dramas. Die Königin war in ihrer lebhaften Art über den Fund wie außer sich; sie wollte alle Gegenstände schleunigst sehen und nahm sie, wenn es irgend ging, am liebsten gleich selbst in ihrem Wagen nach Hause mit.

Nun wandte man sich hinüber zum bedeckten Theater, wo erst ein kleiner Teil der Bühne ausgegraben war. Dabei erkundigte sich Joseph II. bei La Vega, wie viele Arbeiter bei den Grabungen verwendet würden. „Dreißig“, antwortete dieser, eine Zahl, die viel höher war als zu gewöhnlichen Zeiten. Aber trotzdem fand sie der Kaiser so gering, daß er Don Fernando sofort fragte:

„Wie kannst du nur zulassen, daß eine solche Arbeit ‚così languendo‘ (so matt) betrieben werde.“

Der König antwortete: „Ach, das wird man poco a poco (kleinweise) machen.“

„Aber nein“, erwiderte Joseph, „das ist eine Arbeit, zu der man dreitausend Mann anstellen sollte. Etwas Ähnliches gibt es weder in Europa, noch in Asien, Afrika oder Amerika und es ist zudem eine ganz besondere Ehrensache des Königreichs. Wer ist denn eigentlich mit den Ausgrabungen beauftragt?“

„Marchese Tanucci“, erwiderte der Monarch. Und der Kaiser dachte sich dabei, so wie La Vega: „Nun ja, der Mann, der überhaupt alles macht.“ Die Königin aber, die Tanucci nicht sehr liebte, stimmte ihrem Bruder bei allem, was er sagte, zu und schloß sich ihm an, als er immer wieder in seinen Schwager drang, dem Minister da sehr auf die Finger

zu sehen, um der Arbeit einen größeren Antrieb zu verleihen.

Vom Theater begab sich die Gesellschaft zum Isistempel, dessen anmutige Viersäulenfront mit der Inschrift über dem Eingang und den wundervollen Fresken mit ägyptischen Motiven den Kaiser entzückte. Er hörte nicht auf, seinen Schwager mit den eindringlichsten Vorstellungen anzuregen, diesen Dingen mehr Wert beizumessen und sie auf jede Weise zu fördern. Besonders interessierte den Monarchen der Abdruck der Holztüre des Tempels, der in dem Gestein ganz deutlich zu sehen war. Dann ging man weiter, besichtigte die Häuser links und rechts des Herculaner Tores und warf einen Blick hinaus gegen die Gräberstraße. Mittlerweile war es aber schon spät geworden, man konnte diese nicht mehr aufsuchen und der Kaiser äußerte, er wäre traurig, daß er nicht noch länger bleiben könne.

Joseph hatte schon früher von anderer Seite gehört, daß einzelne antike Gebäude wieder zugedeckt worden wären, nachdem man die darin gefundenen Gegenstände geborgen hatte. Als nun La Vega dem Monarchen einen Plan zeigte, auf dem die ausgegrabenen Teile von Pompeji verzeichnet waren, um ihm so einen Überblick über das Ganze zu vermitteln, fragte der Kaiser vorsichtig: „Was ist denn mit den Häusern, die ich nicht gesehen habe, obwohl sie in der letzten Zeit zutage gefördert wurden? Sind sie wirklich wieder zugedeckt worden?“

„Ja“, mußte La Vega kleinlaut zugeben.

„Warum hast du das denn erlaubt?“ wandte sich Joseph II. an den König.

„Das ist noch unter meinem erhabenen Vater geschehen.“

„Gewiß“, wirft La Vega in das Gespräch ein, „das tat man in den zwanzig Jahren, als man noch nicht wußte, daß man sich da mitten in einer Stadt befinde. Jetzt aber, da man seit sechs Jahren aus einer Inschrift festgestellt hat, daß es sich um

Pompeji handelt, läßt man die ans Licht gebrachten Gebäude frei stehen, während man sich früher nur damit beschäftigt hat, Material für die Bildung eines Museums zu gewinnen.“

Um viertel elf Uhr nachts verließen die Majestäten endlich Pompeji. Sie bestiegen die Wagen, und der Kaiser benützte die lange Fahrt, um nochmals in seinen Schwager zu dringen, eine solch wunderbare Sache doch in jeder Weise zu unterstützen und auszugestalten. Dann machte er sich, davon ausgehend, daran, Don Fernando überhaupt die gewaltigen Aufgaben des Gebietens über ein Volk darzulegen, das glücklich zu machen seine Bestimmung sei, und ihm ins Gewissen zu reden, den Herrscherberuf sehr ernst zu nehmen.

„Da ich ihn gut gelaunt fand“, berichtete Joseph darüber seiner Mutter Maria Theresia, „habe ich ihm einige sehr bemerkenswerte Erwägungen vorgestellt. Ich sprach ihm von seinen Pflichten gegenüber dem Staat, von Ruhm, Ruf und Freiheit. Endlich suchte ich seinen Geschmack für die Staatsgeschäfte zu erforschen, ob er hoffen könne und es wahrscheinlich wäre, daß er einmal die Erniedrigung, in der er sich befinde, die Sklaverei und Vormundschaft abschütteln könne, in der ihn Spanien hält. Es ist kein Zweifel, ich fand in ihm die Keime für all diese Gefühle, aber dabei auch eine so ausgesprochene Abneigung für jede Neuerung, eine so große Geistesfaulheit und ein so starkes Fehlen jeder Überlegung, daß ich fast zu versichern wage, dieser Mann habe niemals im Leben weder über sich, noch über seine physische und moralische Existenz, noch über seine Lage, seine Interessen und sein Land nachgedacht. Er weiß nicht ein Wort von der Vergangenheit, kennt auch die Gegenwart nicht und hat niemals daran gedacht, daß es eine Zukunft gibt, mit einem Wort, er vegetiert von heute auf morgen.“

Dieser Eindruck Kaiser Josephs vom Wesen des königlichen Schwagers war nun nicht gerade der beste. Andererseits aber fand er den Gemütszustand seiner Schwester und

die Art und Weise, wie sie sich in diese merkwürdige Ehe schickte, im allgemeinen viel besser als er vorher gedacht. Mit ihrem Verstand und ihrer Klugheit schien sie sich den Verhältnissen anzupassen. Wenn auch, so meinte der Monarch, die Lebhaftigkeit und verschiedene andere Eigenschaften ihr in Zukunft einige Streiche spielen würden, so sei doch sehr zu hoffen, daß sie sowohl auf ihren Gatten als auf die Regierung eine heilsame Einwirkung üben könne. So werde die Kaiserin ihren Zweck bei der Ehestiftung, die Erhaltung habsburgischen Einflusses im Neapolitanischen mit der Zeit auch wirklich erreichen können. In kultureller Beziehung und damit auch für das Schicksal der antiken Ausgrabungen war von der dafür begeisterten Königin nur das Beste zu erwarten. In einem sehr langen, 63 Seiten umfassenden köstlichen Bericht¹⁾ an seine kaiserliche Mutter meldete Joseph diese Eindrücke nach Wien.

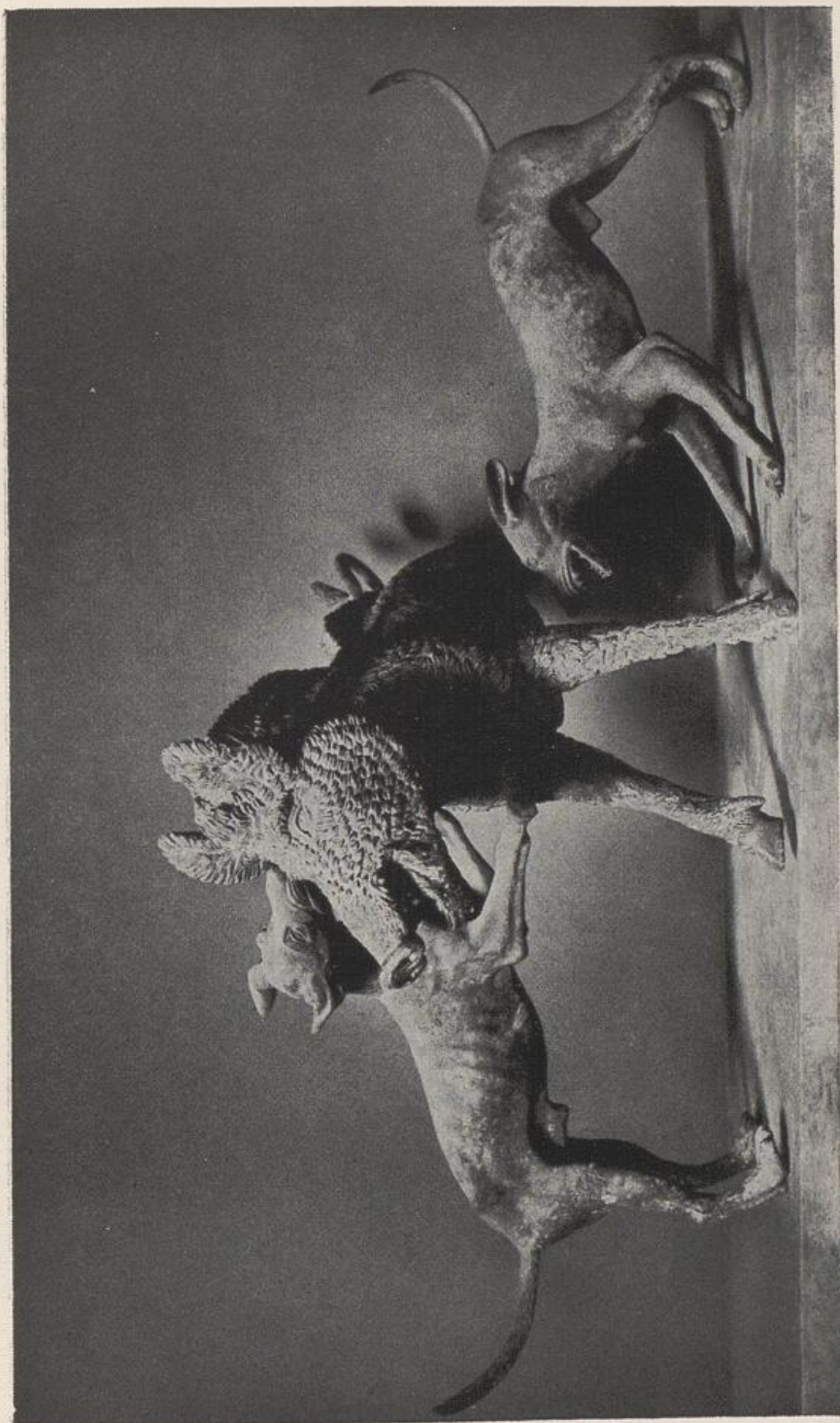
Sein Besuch hatte tatsächlich eine merkliche Belebung der Arbeiten in den verschütteten Städten zur Folge. Da das Interesse des Königspaares und insbesondere der Herrscherin auch nach dem Besuch noch anhielt, steigerte sich die Lust an den Ausgrabungen. Jeder wollte etwas finden und ungeduldig wurden Hacke und Spaten an immer neuen Punkten in die Erde gesenkt. Man arbeitete damals außerhalb des Herculaner Tores, dort, wo in der sogenannten Villa des Cicero, die wieder zugeschüttet worden war, die entzückenden Wandbilder der Bacchantinnen und seiltanzenden Satyre gefunden und ausgeschnitten wurden. Da kam man durch Zufall plötzlich auf eine neue, ausgedehnte, schöne Villenanlage, die vor der Katastrophe in reichstem Maße besaß, was den meisten Häusern im Innern der Stadt Pompeji fehlte, nämlich Licht und Luft. Es war das Landhaus jenes Mannes, dessen unglücklicher Versuch, seine Familie in dem unterirdischen

¹⁾ Kaiser Joseph II. an Kaiserin Maria Theresia, Florenz, 21. April 1769. Wien, Staatsarchiv.

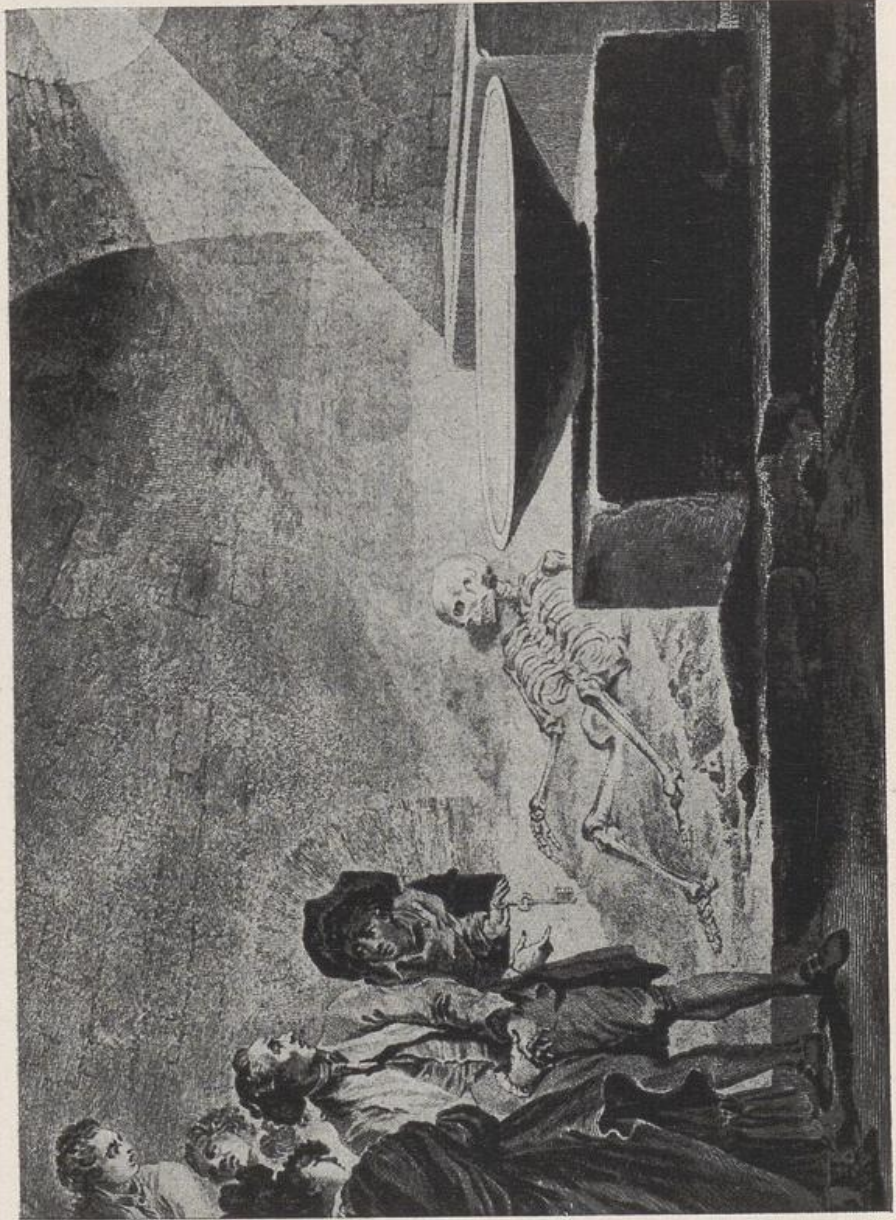
Kryptoportikus zu retten, nur deren Tod inmitten aller Hausgenossen zur Folge hatte. Nun bei den Ausgrabungen, als das riesige, von viereckigen Pfeilern getragene Peristyl, die wunderbare Badeanlage, die Vor- und Schlafzimmer zutage traten, da entdeckte man zu allererst in einer halbkreisförmigen Wand drei in Pompeji sehr seltene Fenster. Und überdies fand man an anderer Stelle runde, gucklochartige Öffnungen, die mit einem dicken Glase versehen das Licht hereinließen. Dies war der erste Beweis, daß auch schon die Römer Glasfenster benützten; allerdings waren sie äußerst selten, anscheinend sehr kostbar und daher gerade in diesem, in jeder Weise von Pracht und Luxus zeugenden Gebäude verwendet. Aber all der Reichtum hatte den Bewohnern nichts genützt.

Im März und Mai des Jahres 1771 standen die Arbeiter vor zunächst achtzehn Skeletten Erwachsener und zweier Kinder, die dereinst vor fast 1700 Jahren im Kryptoportikus in der von überall eindringenden klebrigen Asche erstickt dahingesunken waren. Diese hatte sich um die Körper der Unglücklichen völlig herumgelegt, so daß sie alle dort Liegenden in ganzer Gestalt abformte. Noch wußten die Ausgrabenden mit dergleichen nichts anzufangen, obwohl die seinerzeit in lebenswarmer Gestalt abgedruckten Körper in der schnell erstarrten, feuchten Asche genau die Formen zeigten, wie sie die Lebenden einst besaßen. Besonders gut war dies bei der jungen, gewiß reizend gewesenen Tochter des Hausherrn festzustellen. Sie hatte das feine Linnen ihres Kleides schutzsuchend über den Kopf gestülpt, und die Asche bewahrte genau auch dessen Abdruck. Dabei hatte das Mädchen aber ihren Oberkörper, den entzückenden, jugendlichen Busen, die runden und vollen Arme, dann auch die wunderschön geformten Schenkel und Füße entblößt, deren zarte Formen die Asche bis zum heutigen Tage bewahrte.

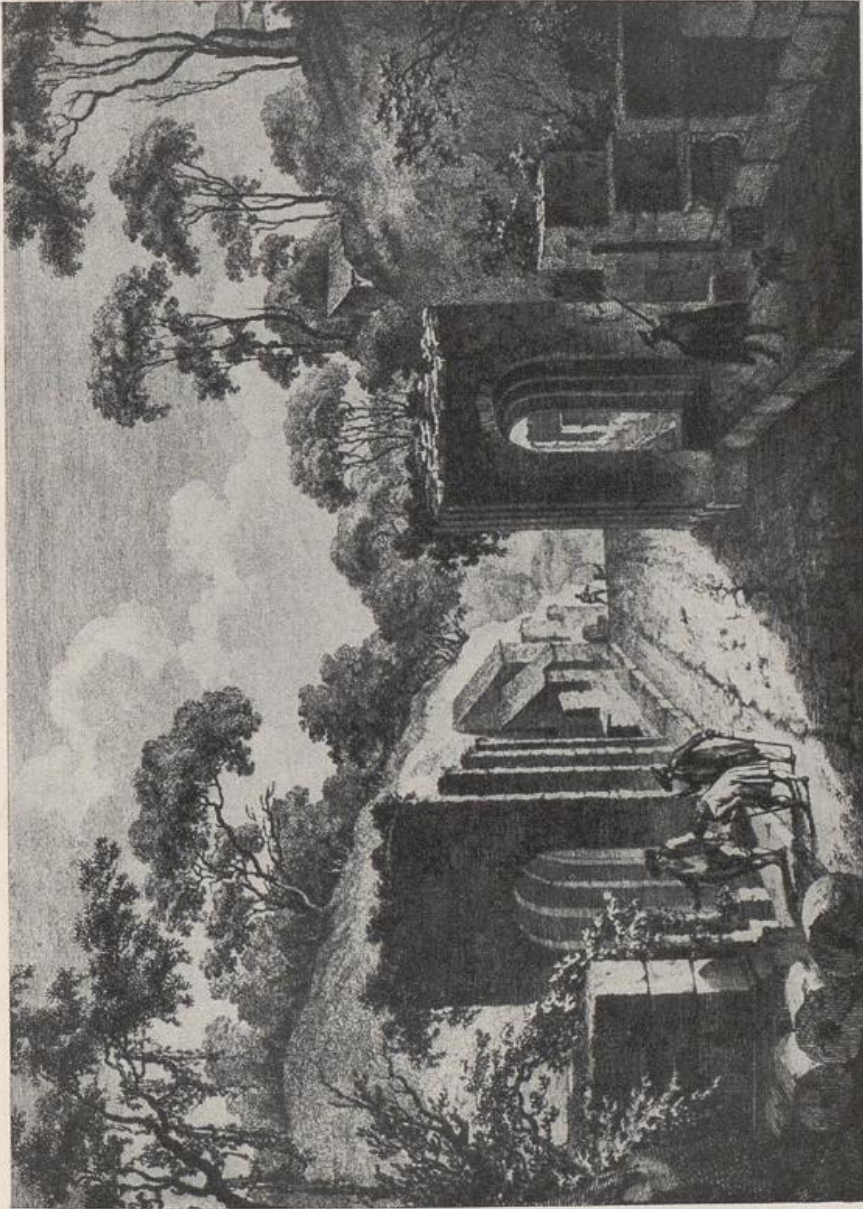
Erschüttert standen die Ausgrabenden vor diesem lebendigen Zeugnis der Vergänglichkeit alles Irdischen, selbst des



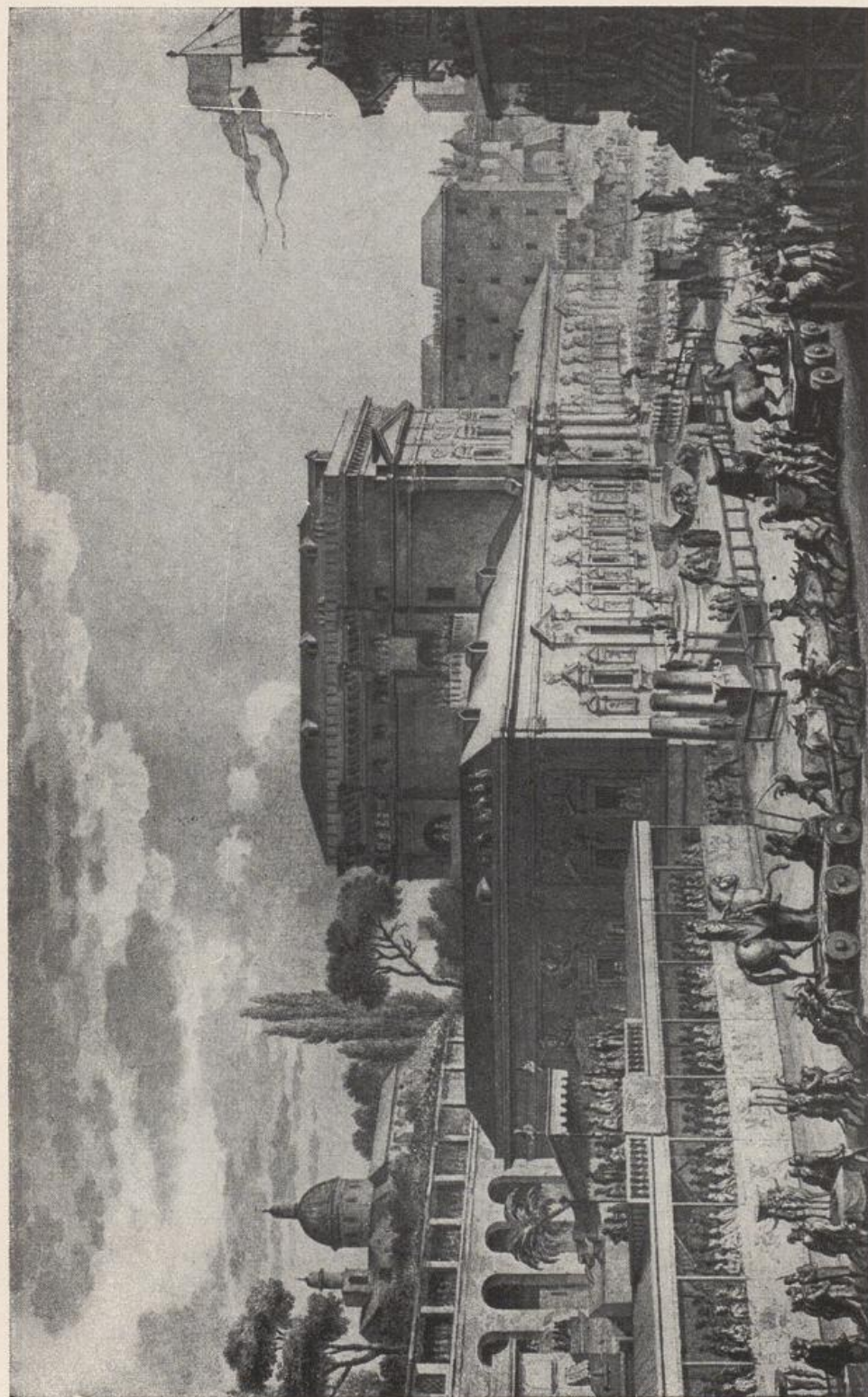
61. Eber von Hunden angegriffen. Wundervoll erhaltene Bronzegruppe aus Pompeji
Fot. Alinari



62. Kaiser Joseph II. besucht 1769 den Backraum eines antiken Hauses in Pompeji



63. Das Herculaner Tor zur Zeit seiner ersten Aufdeckung 1763



64. Die Überführung der Museumsstücke von Portici (nächst Herculaneum) in ihr neues und noch heutiges Heim in Neapel
Nach einem Stich von Bertheaux

Schönsten, wußten aber nur die Wiedergabe des Busens und der Arme des Mädchens in der verhärteten Asche (also eine Art Negativ) zu retten. Bald fand man auch das Skelett des Hausherrn mit dem Schlüssel und jenes seines getreuen Sklaven im Garten nächst dem Tore, dort wo das Geschick sie ereilt hatte. Der Schlüssel und die Abdrücke wurden sogleich in das Museum gebracht, sind noch heute dort zu sehen und letztere zeigen so reizende und verführerische Formen, daß der Franzose Gautier von deren Anblick sogar zu einer Novelle „Arria Marcella“ inspiriert wurde.

Während man die Grabungen mit gutem Erfolge fortführte, arbeitete der Sekretär Tanuccis fleißig und begeistert weiter an der Herausgabe der Veröffentlichungen der nur mehr theoretisch vorhandenen Herculansenischen Akademie. Außer dem Katalog, der einen eigenen Prachtband umfaßte, waren bis 1772 drei weitere mit Beschreibungen und Bildern der gefundenen Malereien und zwei Bände über die Bronzen erschienen. In dem letzten waren schon all die herrlichen Statuen aus der Villa dei Papyri aufgenommen, zum Beispiel die wunderbare Darstellung des liegenden trunkenen, nach einem hellenischen Original römisch nachgebildeten Satyrs und des zu Pferde kämpfenden Alexanders des Großen, die Giovanni Casanova für das Werk gezeichnet hatte. Der Maler Vanni hatte darin den jungen schlafenden Faun aus der Villa und den ruhenden Hermes, sowie ein tanzendes Satyrkind neben vielen anderen Dingen abgebildet. Auch Morghen zeichnete Bronzestatuen für dieses Werk, dessen Erscheinen aber doch nur unter großen Schwierigkeiten erfolgte. Denn trotz den Bemühungen Kaiser Josephs und dessen Schwester, der Königin, hatte der Monarch in Wirklichkeit kein tieferes Interesse für die antiken Dinge, und dort, wo das Geldausgeben begann, zeigte sich dies ganz besonders. Ferdinand von Neapel bestimmte schon im Jahre 1770, die Veröffentlichungen über Herculaneum und Pompeji, die aufs reichste und kostbarste

mit Kupfern geschmückt und herrlich in Leder gebunden je Band eine Ausgabe von 16000 Dukaten erforderten, dürften nun nicht mehr auf königliche Kosten herausgebracht werden, sondern, so wie jedes andere Buch, durch Verleger. So kam der einzelne Band im Verkauf auf zwanzig Gulden damaliger österreichischer Währung zu stehen, ein großer Betrag, der den Absatz natürlich sehr schwierig gestaltete, sofern er von privater Hand durchgeführt werden mußte.

Die Kritik dieser Veröffentlichungen aber war nicht gerade günstig. Die Zeichner der Gemälde und Bronzen wurden beschuldigt, zwar sehr prächtige, aber bei Vergleich mit den Originalen „vielfach mangelhafte“, ja falsche Kupferstiche von den entdeckten Sachen geliefert zu haben. Auch fand man die in dem Werke enthaltenen Erklärungen dessen, was die vorgefundenen Dinge vorstellen sollten, geradezu dumm. „Wer erwartet bei Gelegenheit einer Nymphe, deren Geschlecht nicht recht ausgedrückt ist“, schrieb zum Beispiel der Gelehrte Heinrich Cramer in seinen Nachrichten zur Geschichte der herculanischen Entdeckungen, „eine Untersuchung der Frage, ob es Hermaphroditen gebe, und das haben gleichwohl diese Ausleger getan¹⁾.“

Die Ausgrabungen gingen indes mit wechselndem Erfolg weiter vor sich. Tanucci stellte das bisher betriebene planlose Schatzsuchen ab und befahl im Jahre 1775, es sei von nun an systematisch von der Porta Herculaneensis gegen die innere Stadt zu graben. Dabei fiel auch die Bemerkung, man habe in den letzten zwei, drei Jahren anscheinend weniger fleißig gearbeitet. La Vega, der bei dem zunehmenden Alter Alcubierres die Ausgrabungen nun fast allein leitete, verteidigte sich mit der Beschwerde, man müsse jetzt in Pompeji alles aufgedeckt lassen und dies bilde einen gewaltigen Unterschied gegen früher, weil man das gesamte Material erst weit hin fortzuschaffen gezwungen wäre. Bisher habe man in der

¹⁾ Vorrede S. 5, Bemerkung Rambach. Halle 1773.

gleichen Zeit und mit derselben Anzahl Arbeiter, die jetzt für das Zutagefördern von acht Räumen erforderlich sind, nicht weniger als achtundvierzig solche ausgegraben. Die Anwürfe gegen La Vega waren nicht voll berechtigt; er stellte sein ganzes Leben in den Dienst der Sache und hatte auch als erster Pläne verfaßt, aus denen die bisher erforschten Teile der beiden verschütteten Ortschaften ziemlich genau zu erkennen waren.

Auch Königin Karoline hielt zu La Vega, um so mehr, als ihr Tanucci sehr unsympathisch war und sie überhaupt auf seinen Sturz hinarbeitete. Seit sie im Jahre 1775 einem Kronprinzen das Leben geschenkt hatte, verstärkte sich ihre Stellung im Königreich sehr und sie begann angesichts der Wesensart ihres Gemahls auf die Regierung steigenden Einfluß zu gewinnen. Wirklich erreichte sie 1777 den Sturz des bisher fast allmächtigen Ministers, der besonders in der Zeit der Regentschaft die Geschicke Neapels ausschließlich geleitet hatte. Dies wirkte sich aber auf die Fortführung der Ausgrabungen nicht gut aus, denn Tanucci hatte ihnen persönliches Interesse entgegengebracht, das allein schon durch seinen Sekretär, den Verfasser des großen Werkes der sogenannten Herculanensischen Akademie genährt wurde. Der Nachfolger des Ministers aber wußte genau, daß der König selbst keinen Geschmack für Altertümer und schöne Wissenschaften besaß, wie der gelehrte Schwede Björnstähl bestätigt, der damals in Neapel weilte und sich bemühte, den Monarchen zu bewegen, entweder Soldaten oder die auf den Galeeren schlafenden Sklaven nach Pompeji zu schicken. Obwohl also die Herrscherin nach wie vor fleißigere Arbeit gewünscht hätte und auch der einstige König Karl in Madrid die eifrige Fortführung der Ausgrabungen befürwortete, gingen sie nach Tanuccis Abgang doch recht zurück. „Man hat mir gesagt“, schrieb Björnstähl¹⁾, „daß der König von

¹⁾ Joh. Bernouilli, Zusätze zu den neuesten Nachrichten von Italien. Leipzig 1778. S. 293

Spanien sehr unzufrieden war, wenn er nicht jede Woche etwas Neues in sein Museum bekam. Itzt gehen Monate und Jahre vorbei, ohne daß etwas von Wert hineingebracht wird; so lahm gehet die Arbeit.“ Für die Zukunft war aber von der Einwirkung der Königin Neapels doch Besseres zu erhoffen. Sie wurde in dieser Zeit von einem in italienischer Kunst und Geschichte sehr bewanderten Prinzen Caramanico besonders auf kulturelle Ziele verwiesen, versammelte hochgebildete Leute um sich und wurde durch jenen kunstsinnigen Mann darin bestärkt, ihr Interesse für das Wiedererstehen der verschütteten Städte weiter zu entwickeln¹⁾.

Im Jahre 1780 starb nun auch der älteste Veteran der Ausgrabungen, der Ingenieur Alcubierre. Sein Verdienst, die Arbeiten in das Gebiet von Civita und damit nach Pompeji verlegt zu haben, wird ewig bleiben, trotz allen Irrtümern, die er mangels Erfahrung und archäologischer Bildung dabei gezeigt haben mag.

Der Vesuv hatte sich indessen mehrmals in kleineren Ausbrüchen tätig erwiesen, so im August 1776 und auch offenbar gleichsam „als Zentenarfeier“²⁾ der Verschüttung der Städte am 8. August 1779. Damals schleuderte eine gewaltige Explosion neuerlich einen Stein- und Aschenregen aus dem Krater. Der Wind führte Lapilli auch wieder auf die ausgegrabenen Teile von Pompeji, so daß man Besorgnisse hegte, nicht nur dieses, sondern auch das nahegelegene Portici und damit die königliche Villa sowie das Museum könnten eines Tages von neuem wieder begraben werden und zugrunde gehen. Die eben erst in Neapel neu errichtete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste drang daher nach ihrer ersten Versammlung in den König, daß nicht nur die auf dem Lustschlosse Capo di Monte bewahrte Farnesische Bibliothek, sondern auch das gesamte Museum, oder wie es damals

¹⁾ Alexander Polovtsoff, *The call of the siren*. London 1939. S. 136.

²⁾ Alfano und Friedlaender, a. a. O. S. 41.

eigentlich falsch hieß „Herculanische Antiquitätenkabinett von Portici“, in die Hauptstadt gebracht werden solle. Das geschah denn auch, und in langem Zuge wurden auf eigens dazu hergestellten, mit Rädern versehenen Transportflächen die riesigen Bronzestatuen, Säulen und Funde aller Art unter dem Jubel des Volkes in ein am Fuße des Hügels Santa Teresa gelegenes Gebäude gebracht. Es war ursprünglich 1586 als königlicher Marstall errichtet, dann aber um 1600 durch den Architekten Fontana, den Erbauer des durch Civita gelegten Wasserleitungsgrabens, zu einer Universität umgestaltet worden. Diese wurde nun in den einstigen Palast der damals aus Neapel vertriebenen Jesuiten verlegt, wodurch das alte, nunmehr Palazzo degli studi benannte frühere Marstallgebäude für die Aufnahme der antiken Kostbarkeiten aus Portici frei wurde. Bis zum heutigen Tage birgt dieses Gebäude, allerdings umgestaltet und erneuert, die nun weltberühmte, herrliche Antikensammlung aus Pompeji und Herculaneum. Durch dieses Zusammenführen der Bücher und Bilder aus dem Farnesischen Erbe und der antiken Funde an einen Ort hoffte man, daß der dort „seit langer Zeit gänzlich erloschene Geschmack für das Schöne endlich wieder aufleben werde“¹⁾.

Die Nachrichten über den Erfolg der Ausgrabungen waren mittlerweile weithin in die Welt hinausgedrungen. Alles was an Gutem und Wertvollem, an Wissenschaft und Kunst interessiert war und halbwegs die damals beschwerliche und kostspielige Reise nach Neapel erschwingen konnte, machte sich auf den Weg, um durch persönlichen Augenschein eine Vorstellung von den aufgedeckten Schätzen der Antike zu gewinnen. Hierzu gehörte auch Goethe, der auf seiner italienischen Reise am 11. März 1787 Pompeji von Neapel aus aufsuchte. Es war eine muntere, kleine Künstlergesellschaft, die diesen Ausflug unternahm: der Maler Johann Heinrich Wilhelm

¹⁾ Graf Lamberg an Fürst Kaunitz, Neapel, 31. August 1781. Wien, Staatsarchiv.

Tischbein, ein Vetter jenes Friedrich August, der durch die Gönnerschaft des Fürsten von Waldeck eine Empfehlung an den neapolitanischen Hof hatte und dem es auch später gelang, Königin Karoline zu malen. Dann Jakob Philipp Hackert, ein Landschaftler und gewandter Manierist, dessen Ruf vielleicht größer war, als er es verdiente und der damals in Neapel weilte, wo er jene Verbindungen anknüpfte, die seine glänzendste Zeit als Hofmaler des Königs einleitete. Der große Dichter und die beiden bildenden Künstler hatten sich der Führung des Ehepaares Marchese Venuti anvertraut, eines Nachkommen jenes Marcello Venuti, der in Karls III. Diensten an den Anfängen der herculanischen Ausgrabungen beteiligt war und 1749 auch die ersten Entdeckungen beschrieb¹⁾.

Auf der Fahrt von Neapel zu den versunkenen Ortschaften war Goethe entzückt von den herrlichen Aussichten, die sich links und rechts boten und die ihm, bisher nur aus Zeichnungen und Abbildungen wohl bekannt, nunmehr in Wirklichkeit und im Sonnenglanze wundervoll erschienen. Dann aber an Ort und Stelle war er im ersten Augenblick etwas weniger begeistert, weil er von vorneherein zu große Erwartungen gehegt hatte. „Pompeji setzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung“, schreibt Goethe unter dem Sonntag des 11. März 1787 in seiner italienischen Reise. „Schmale Straßen . . . kleine Häuser ohne Fenster . . . Selbst öffentliche Werke, die Bank am Tor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschränk als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen . . . So deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Auf-

¹⁾ Marchese Don Marcello de Venuti, *Descrizione delle prime scoperte dell'antica città d'Ercolano*. Venezia 1749.

grabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfnis hat. Bedenkt man die Entfernung dieses Orts vom Vesuv, so kann die bedeckende vulkanische Masse weder durch ein Schleudern noch durch einen Windstoß hierher getrieben sein; man muß sich vielmehr vorstellen, daß diese Steine und Asche eine Zeitlang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesem unglücklichen Orte niedergegangen. Wenn man sich nun dieses Ereignis noch mehr versinnlichen will, so denke man allenfalls an ein eingeschneites Bergdorf . . .“

Nachdem Goethe und seine Gesellschaft einige „kleine und enge, aber alle inwendig aufs zierlichste gemalte Häuser“ besucht hatten, begaben sie sich durch das „merkwürdige Stadttor“ (das Herculaner) in die Gräberstraße, in der man damals vornehmlich arbeitete. Hier ließen sich Goethe und seine Begleiter auf der halbrunden Bank des Grabmals der Priesterin Mamia nieder. Von dort aus genoß man eine herrliche Aussicht auf das Meer, die im Blau verschwimmenden Inseln und die sich im Dunst verlierenden Küsten des Golfes von Neapel. Eben als Goethe auf der Bank ausruhte, tauchte die Sonne in Gold und Purpur gehüllt in die Fluten. „Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens wert“, schrieb der Dichter.

Nach so viel Poesie meldeten sich aber bald Hunger und Durst, und die kleine Gesellschaft kehrte in einer nahegelegenen Osteria ein. „Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumisierten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemütern“, berichtet Goethe, „als wir in der Laube, zunächst des Meeres, in einem geringen Gasthof sitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieses Fleckchen mit Weinlaub bedeckt sein würde, uns hier wiederzusehen . . .“

Der gute Lacrimae Christi, der herrliche, auf den Hängen des Vesuv wachsende Wein hatte die Ausflügler angeregt, und als man sich vor der Heimfahrt noch ein wenig am Strande erging, waren alle so lustig und mutwillig, als kämen sie nicht aus einer von einer schrecklichen Katastrophe zerstörten Stadt. Die Teilnehmer an der Partie veranstalteten ein munteres Gefecht, bewarfen sich gegenseitig mit dem feinen Meeressande und Tischbein hielt in einer kleinen Skizze diese Szene fest.

Als Goethe nach Neapel zurückgekehrt war, ließ ihn der Gedanke an den tragischen Ursprung dieser antiken Funde nicht los. Er belebte in seiner Phantasie die Stätten, die er gesehen, mit den einstigen Bewohnern, er gedachte des Lebens und Treibens, der Kunst und Kultur, deren Reste da zutage traten, und sein abschließendes Urteil über diesen Besuch faßte er nun in den Worten zusammen: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Interessanteres.“ Doch war er sich auch durchaus bewußt, daß sein Verweilen hier viel zu flüchtig und kurz war, um einen richtigen Eindruck zu vermitteln. Er unterstrich dies auch in einem Briefe durch die Erklärung, es sei gewiß, daß man den ganzen Zauber dieser Stätte erst bei einem längeren Aufenthalt und gründlichem Studium empfinden könne. Goethe gab sich bei diesem Besuche nicht zu erkennen und traf zudem auch nicht mit La Vega, dem Leiter der Ausgrabungen zusammen, der gleichzeitig auch deren Tagebuch führte. Diese schon 1748 begonnene Aufzeichnung der wichtigsten Funde und Vorfälle, wie Besuche des Königspaares oder vornehmer Fremder, berichtet nichts von dem Aufenthalte des Dichters.

Wäre Goethe einige Monate später gekommen, so hätte man ihm wohl den Schauplatz eines der zahlreichen menschlichen Dramen im Augenblicke der Katastrophe gezeigt, das

ihn vielleicht zu einem Gedicht begeistert hätte. Im August desselben Jahres 1787 fand man nämlich in dem Kellerraume eines Hauses nächst den Mauern der Stadt ein menschliches Skelett und das eines Hundes. Aber als man es näher untersuchte, erkannte man, daß die Knochen des Toten nicht am gleichen Orte beisammen lagen, sondern in verschiedenen Teilen des Zimmers verstreut und angenagt waren. Das Hundeskelett aber lag ausgezeichnet erhalten und vollständig in einer Ecke. Es war klar, das einstürzende Gemäuer hatte Mensch und Tier hier eingeschlossen. Wahrscheinlich war der erstere früher zugrunde gegangen, doch der Hund hatte noch eine Zeitlang gelebt und sich währenddessen von dem Fleische des Verstorbenen genährt, bis auch er erstickte oder verdurstete. Auf dem abgenagten Armknochen des Toten, der offenbar eine Frau war, fanden sich noch ein Armband aus Metall und daneben auch einige Münzen.

Inzwischen war die sogenannte Herculanensische Akademie, ohne daß sie eigentlich aufgelöst worden wäre, sang- und klanglos vom Schauplatze abgetreten. Sie verschwand allmählich selbst aus dem Hof- und Staatsalmanach, der sie noch lange aufführte, als sie in Wirklichkeit längst nicht mehr arbeitete. Im Jahre 1787 aber wurde sie auf Betreiben des Marchese Domenico Caracciolo, der Minister und eine Zeitlang Vizekönig von Sizilien war, mit Zustimmung des Monarchen wieder ins Leben gerufen. Hierzu hatte auch der englische Gesandte Sir William Hamilton sehr viel beigetragen, dessen Gemahlin mittlerweile gestorben war und der sich neben seinen politischen Verpflichtungen mit verschiedenen wissenschaftlichen Büchern über etruskische, griechische und römische Antike, Beobachtungen des Vesuv und Beschreibung der phlegräischen Felder im Gebiete um Neapel beschäftigte. Er war nun dreiundfünfzig Jahre alt geworden, als einer seiner Neffen eine entzückende Frau, mit der er in nähere Beziehungen getreten war, im Hause seines Onkels einführte.

Es dauerte nicht lange, da lud Sir William die anmutige Freundin seines jungen Verwandten zu sich nach Neapel; der Diplomat erlag bald den Reizen seines schönen Gastes, und trotzdem der Ruf Emma Lyons nicht gerade der beste war, machte er sie im Jahre 1791 zu seiner Frau. Eben hatte er seine neapolitanische Antikensammlung, die auch viele Stücke aus Pompeji und Herculaneum enthielt, für eine sehr hohe Summe (8400 Pfund) an das Britische Museum verkauft, und man sagte allgemein, das sei geschehen, weil er so große Ausgaben für die schöne Emma gemacht habe. Überhaupt zerriß man sich den Mund über diese unpassende Ehe eines königlich britischen Geschäftsträgers. Aber ihn focht das wenig an, „a fig for the world“ war seine Antwort, und in einem der Briefe an seine junge Frau schrieb er: „Mein Studium der Antike hat mich in ständigem Überdenken des ewigen Flusses aller Dinge gehalten. Die ganze Kunst besteht darin, all die Tage unseres Daseins zu leben und nicht mit ängstlichen Sorgen die süßesten Augenblicke zu zerstören, die das Leben bietet. Und dies ist die gegenwärtige Stunde¹⁾.“ Der glücklich verliebte Sechziger sah in seinen „hobbies“ und in seiner entzückenden sechsundzwanzigjährigen Gemahlin den Himmel auf Erden.

Anfangs wollte die neapolitanische Adelsgesellschaft sie überhaupt nicht empfangen, als aber die Königin, die trotz allem von der reizenden, liebenswürdigen, jungen Gesandtin begeistert war, sie einlud und sogar auszeichnete, blieb auch dem stolzen Adel nichts anderes übrig, als die Dame in seinen Kreis aufzunehmen. Von nun an begleitete die schöne junge Frau Sir William bei seinen zahlreichen Besuchen der vergrabenen Städte, und sie, die von Haus aus gar keine Bildung genossen hatte und von ihrem Gemahl erst in die Schule genommen wurde, saß oft und oft auf den Stufen des großen offenen Theaters, das nun auf Betreiben der Akademie eben-

¹⁾ Polovtsoff, a. a. O. S. 145 f.

so wie das kleine bedeckte seit dem 2. Dezember 1789 völlig ausgegraben wurde. Man hatte alles andere stehenlassen und sämtliche Arbeiter dort angesetzt. Das war schon ein zielbewußter Fortschritt, der der neuen Akademie zu danken war, die es sich nun auch angelegen sein ließ, der Welt die bisher aufgerollten und entzifferten Papyri zu vermitteln. Es geschah dies in zwei großen, kostspieligen Bänden¹⁾, deren erster im Jahre 1793 erschien und worin die Bruchteile der Papyri, den Originalen gleich genau abgezeichnet und in Kupfer geätzt, gedruckt wurden. Die Photographie war ja noch nicht erfunden und so konnte man diese Veröffentlichung, die magere Teile von Schriften epikuräischer Philosophen nicht allzu interessanter Natur vermittelte, nur unter größten Kosten und mit viel Mühe bewerkstelligen.

Indessen hatten sich in der Welt gewaltige und folgenreiche Ereignisse abgespielt. Seit am 14. Juli 1789 der Sturm auf die Bastille von Paris, die Zwingburg der französischen Könige, erfolgt war, brauste die Revolution und ihre ansteckende Ideenwelt über Europa hinweg. Sämtliche Fürstentümer erzitterten und mit ihnen auch Ferdinand und Karoline, die Umwälzungen und Neuerungen noch viel abgeneigter waren wie ihresgleichen. Als gar das Herrscherpaar in Paris — Marie Antoinette war ja die Schwester der Königin Neapels — an Leib und Leben bedroht wurde, erreichte der Haß gegen die neue Richtung an Ferdinands Hofe seinen Höhepunkt. Der Gesandte der frischgebackenen Republik, die man um keinen Preis anerkennen wollte, bekam dies als erster zu fühlen, aber andererseits fürchtete man sich vor der französischen Flotte, die von einem Tag zum andern die Stadt Neapel bedrohen konnte. Sowie aber die Nachricht kam, daß im Jänner 1793 König Ludwig XVI. sein Leben auf der Guillotine lassen mußte, da war es nach den Worten des

¹⁾ *Herculanensium voluminum quae supersunt Neapoli Tomus I 1793, Tomus II 1809. Ex regia typographia.*

österreichischen Botschafters Grafen Esterházy „unmöglich, den Zuwachs des Abscheues und Hasses gegen die französische Nation zu beschreiben, den diese neueste Freveltat . . . bewirkte“¹⁾. Die Empörung erreichte ihren Höhepunkt, als im Oktober desselben Jahres auch Marie Antoinette ein Opfer des Höllenbeiles wurde.

Die folgende Zeit war ein stetes Hangen und Bangen; die Hoffnung auf England und den Kaiser in Wien und der Wunsch, sich am Kriege gegen das revolutionäre Frankreich zu beteiligen, herrschten vor. Wirklich erschien nun dessen Flotte im Dezember 1793 vor Neapel, drohte mit Vernichtung und Tod und man hatte ihr nichts entgegenzustellen. Sowie die Kriegsschiffe jedoch wieder absegelt waren, lebten die Wünsche, gegen die Revolution zu kämpfen, von neuem auf, und Neapel trat in den großen Bund ihrer Feinde ein. In der Stadt herrschten Angst und Unruhe, im März 1794 wurde sogar eine Verschwörung gegen das Königspaar aufgedeckt. Man wollte die Herrscherfamilie „ohne viel Umstände ermorden, Freiheit und Gleichheit ausrufen, mit einem Wort eine Revolution nach dem Urbild der französischen zustande bringen“²⁾.

Jetzt war es in diesen Jahren natürlich nicht möglich, sich viel um die Ausgrabungen zu kümmern, selbst Hamilton, dessen Stellung dadurch, daß man in England die letzte Hilfe und Rettung sah, in dieser Zeit an Bedeutung gewaltig wuchs, hatte mit der Politik zuviel zu tun, um sich seiner Lieblingsbeschäftigung voll zu widmen. So lagen Herculaneum und Pompeji mehr oder weniger öde und verlassen da, nur wenige Zwangsarbeiter setzten die Grabungen fort. Der Vesuv aber kümmerte sich nicht um Revolution und Krieg,

¹⁾ Graf Esterházy an Fürst Kaunitz, Neapel, 9. Feber 1793. Wien, Staatsarchiv.

²⁾ Graf Esterházy an den Minister des Äußeren Franz Freiherrn von Thugut, Neapel, 29. März 1794. Wien, Staatsarchiv.

und am 15. Juni 1794 brach der südwestliche Hang des Berges an nicht weniger als sechs neuen Stellen auf und warf eine solche Menge Dampf, Steine und Asche aus, daß der ganze Horizont verdunkelt wurde. Als am Tage darauf das Donnern der Erdbewegungen und der ausbrechende Lavaström nicht aufhörten, ließ der Kardinal-Erzbischof von Neapel die Statue des heiligen Januarius in feierlichem Aufzuge nach der Gegend des Vesuv tragen, um den göttlichen Beistand zu erflehen. Die Lava aber hatte indessen Torre del Greco erreicht, den ganzen Ort überdeckt und war dann weiter bis ins Meer geflossen. Zum dritten Male seit 1631 war dieses Städtchen das Opfer eines solchen brennenden Stroms flüssigen Magmas geworden.

Wieder zeigte der Vesuv nach diesem Ausbruch, der bis zum 21. Juni dauerte, eine völlig neue Form. Seine Spitze war gänzlich in sich zusammengefallen und bildete an jenem Tage einen ungeheuren, kreisrunden Krater. Angst und Sorge herrschten wieder in Portici; anonyme Briefe, die in dieser Zeit das Königspaar vor Attentaten warnten, verstärkten noch das Unbehagen, das am Hofe um sich griff.

Indessen hatte im großen Koalitionskriege, der 1796 in Italien geführt wurde, General Bonaparte den Oberbefehl bekommen und die Armee zum Siege geführt. Auf der Halbinsel bildete sich nun aus der Lombardei, Genua und päpstlichen Gebieten eine Republik französischen Musters nach der anderen. Der nächste Schritt war die Errichtung auch einer römischen in der Hauptstadt des Papstes. Man konnte sich an den Fingern abzählen, daß in Kürze Neapel denselben Weg gehen werde. Zwar hatte Napoleon, der den Krieg nicht so weit tragen wollte, 1796 mit König Ferdinand noch einen Sonderfrieden geschlossen, aber als er England durch den Feldzug in Ägypten treffen wollte, rückte General Berthier 1798 in Rom ein und vertrieb den Papst. König Ferdinand wollte dem auch ihm drohenden Unheil zuvor-

kommen und marschierte mit einem Heere nach Rom, um die päpstliche Macht wiederherzustellen. Er wurde hiezu sowohl von Englands Gesandten Hamilton als auch dem nach der Seeschlacht von Abukir ruhmgekrönt nach Neapel gekommenen Admiral Nelson ermutigt. Der Feldzug gegen Rom aber mißlang völlig, das neapolitanische Heer wurde Ende 1798 vernichtend geschlagen, und der König mußte nicht nur in seine Hauptstadt zurück, sondern auch mit seiner Gemahlin bei Nacht und Nebel und in dramatischer Weise mit Hilfe Nelsons nach Sizilien fliehen.

Schon hatten sich nämlich auf die Nachricht vom Herannahen der Franzosen auch in Neapel revolutionäre Ausbrüche gezeigt. Man konnte nur die notwendigsten Dinge und das Wertvollste auf die Flucht mitnehmen, so auch nur einige wenige, besonders kostbare Münzen und kleine Stücke aus dem Museum der antiken Ausgrabungen. Sonst jedoch mußte man alles zurücklassen und gewärtig sein, daß die einrückenden Franzosen vielleicht gar die herrlichen Bronzestatuen aus der Villa dei Papyri, die wundervollen, in jahrzehntelanger Mühe ans Tageslicht geschafften Malereien aus Pompeji wegschleppen würden. Aber was half es? In dieser Zeit war das Königspaar schon so weit gekommen, froh sein zu müssen, mit Hilfe Nelsons und Emma Hamiltons, der schönen Gesandtin Englands und nunmehrigen Geliebten seines Admirals, das nackte Leben gerettet zu haben.

Die französische Besetzung folgte auch auf dem Fuße. General Championnet erschien mit einer allerdings sehr schwachen Heeresmacht in Neapel, erklärte das bourbonische Haus für abgesetzt und gründete dort die sogenannte „Parthenopäische“ Republik. Das ging nicht ohne einige Kämpfe in der Stadt ab. Dabei wollte es der Zufall, daß eine Kanonenkugel den Kopf der prachtvollen Reiterstatue des Sohnes des Marcus Nonius Balbo aus Herculaneum abschlug, worauf der Bildhauer Brunelli Ersatz schaffen mußte. „Immerhin

besser“, meinten die Neapolitaner dazu, „als wäre einem von uns Lebendigen der Kopf abgerissen worden.“

Gerade am Tage des Einmarsches der französischen Armee, an dem sich übrigens die Hinrichtung Ludwigs XVI. zum sechstenmal jährte, zeigte der Vesuv einen kleinen Ausbruch. Eine Pariser Darstellung aus der Zeit meinte dazu, dies schein mehr ein Freudenfeuer anlässlich dieses Ereignisses gewesen zu sein, als ein Entbrennen des Vulkans. Selbstverständlich waren infolge des Krieges sämtliche Ausgrabungen völlig eingestellt und die Arbeiter am 5. Januar 1799 entlassen worden. Aber Championnet, der ein hochgebildeter Mann war und auch schon vieles von Pompeji und Herculaneum gehört hatte, interessierte sich besonders dafür. Und kaum waren in Neapel die notwendigsten Verfügungen getroffen, um die junge Republik nach französischem Vorbild zu gestalten, begab er sich schon hinaus zu den vergrabenen Städten und befahl die Wiederaufnahme der Arbeiten. In deren Verlaufe wurden fünf Häuser¹⁾ aufgedeckt, die noch heute zur Erinnerung den Namen des Generals Championnet führen. In dem einen fand man Frauenskelette mit Arm-bändern, Ringen und Halsketten in Gold, in den anderen war besonders bemerkenswert zu sehen, wie der letzte Besitzer nach in Pompeji häufig vorkommender Gepflogenheit, die ursprünglich dorischen Säulen seines Peristyls mit Stuck so verkleidet hatte, daß sie nun solchen korinthischer Ordnung glichen. Am Rande der Stadt, südlich der Basilika gegen das Meer zu gelegen, hatten die Häuser hängende Gärten, von denen aus man einen wundervollen Blick auf den Golf genießen konnte.

Die französische Herrlichkeit in Neapel dauerte jedoch nur kurz. Napoleon war zu lange abwesend gewesen. Ein neues Bündnis zwischen Rußland, Österreich und England war zustande gekommen, Oberitalien ging den Franzosen verloren

¹⁾ Regio VIII, Ins. 2, Nr. 1—5.

und damit verschwanden auch die frischgebackenen italienischen Republiken mit den schönen Namen eine nach der anderen. Als die römische gleichfalls zusammenbrach und der Papst in den Vatikan zurückkehren konnte, da war es auch um die Parthenopäische geschehen. Im Juni des Jahres 1799 wurde Neapel geräumt; der König hätte sogleich zurückkehren können, aber er blieb vorläufig noch in Sizilien und gedachte noch einige Zeit zuzuwarten.

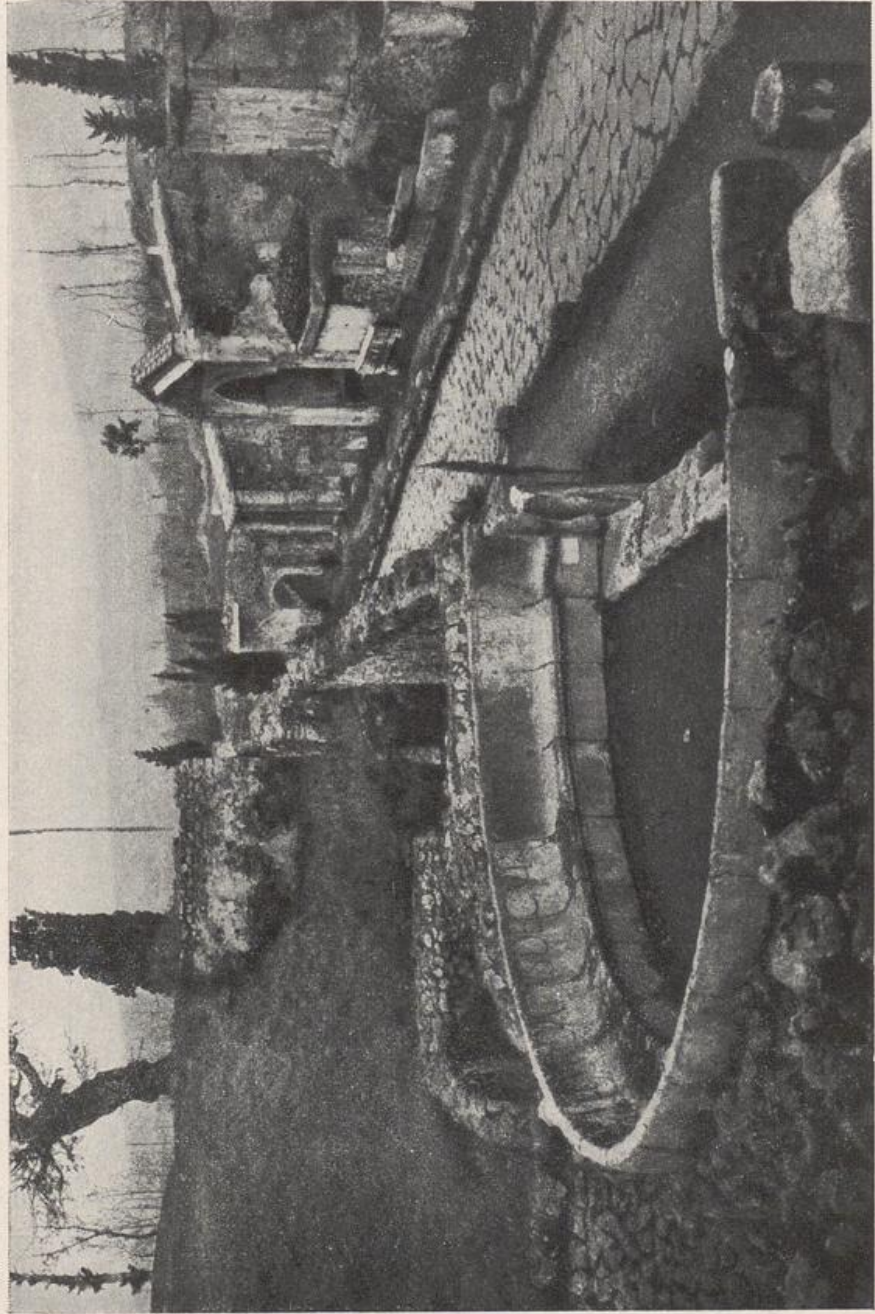
Nach Abzug der Franzosen wurden in Pompeji und Herculaneum keine Grabungen mehr vorgenommen. Es wurde betont, man müsse erst Ordnung schaffen, den Schutt wegführen, mit einem Wort die „Schäden der Revolution“ wiedergutmachen. Dahinter verbarg sich aber völliger Geldmangel, man hätte gar nichts tun können, weil die Mittel dazu fehlten. Noch im Dezember des Jahres 1799 hatte Francesco La Vega eine dringende Vorstellung an den Finanzdirektor gerichtet und gesagt, daß all die geschickten Künstler, die die Wiederherstellungsarbeiten bei den ausgegrabenen Antiken auszuführen hatten, Hungers stürben. Sie hätten im abgelaufenen Jahre keinen Kreuzer bezogen, da sie keine Arbeit bekamen¹⁾ und dies, obwohl sie sich in der Zeit der nun zerstörten republikanischen Regierung stets treu und der Person Seiner Majestät des Königs anhänglich erwiesen hätten.

Ohne königliches Machtwort knauserten aber die Behörden nach wie vor und der Monarch weilte weiter in Sizilien. Überdies war der wichtige Anwalt in allen Dingen, die die Ausgrabungen betrafen, Sir William Hamilton, aus Sizilien in die Heimat abberufen worden. Das war nicht nur für die Tätigkeit an den verschütteten Städten ein schwerer Schlag, sondern überhaupt für das Königspaar, das seine

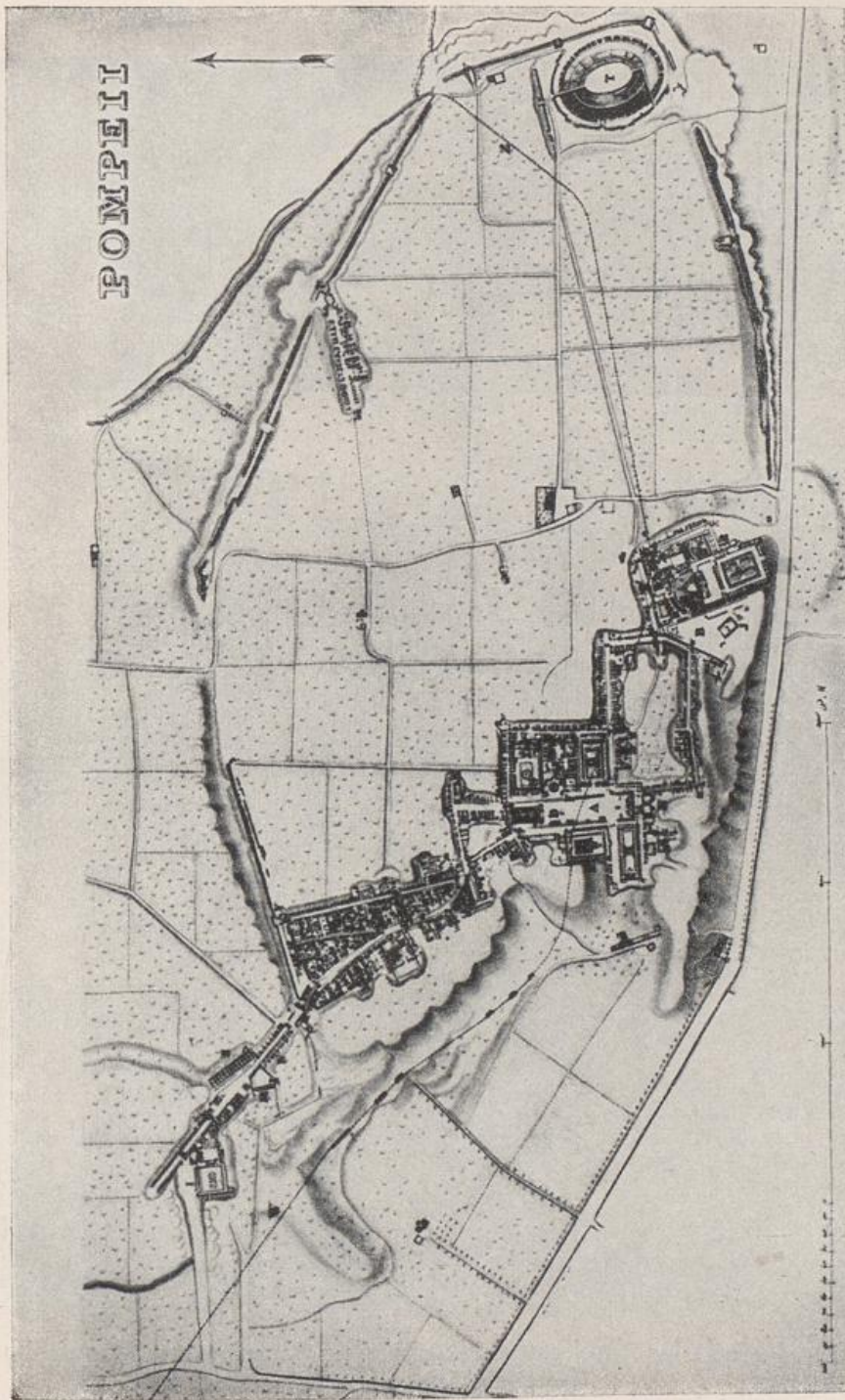
¹⁾ Francesco La Vega an Dr. Giuseppe Zurlo, Direktor und Sekretär der königlichen Finanzen, Portici, 15. Dezember 1799. Neapel, Staatsarchiv.



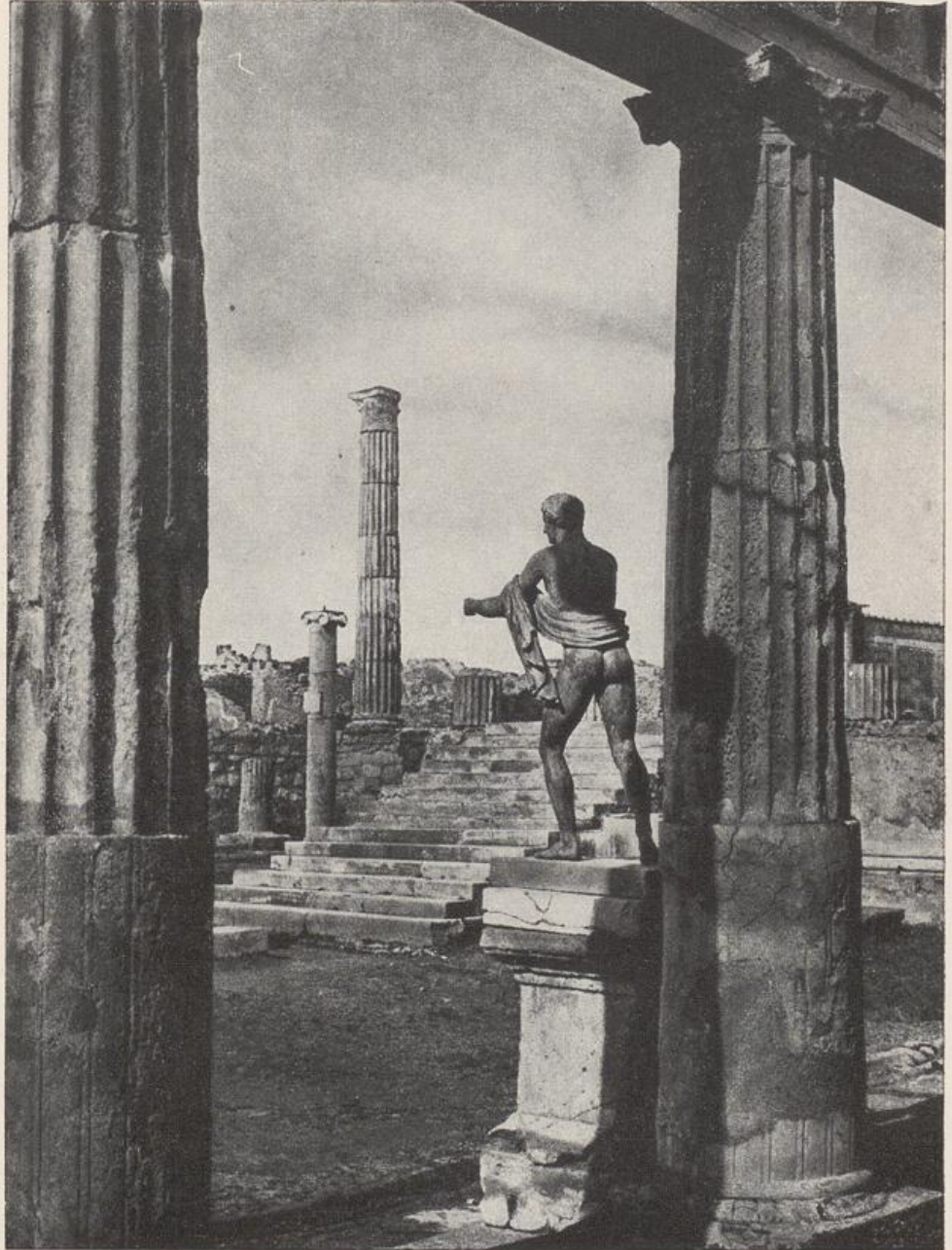
65. Zeichenskizze Joh. Heinr. Wilh. Tischbeins, Goethe und seine Begleiter in einer lustigen Sandschlacht am Strande nach dem Besuche Pompejis. Goethe schützt die liegende Marchesa Venuti vor ihren Widersachern, ihrem Gatten und den Malern Hackert und Tischbein. 11. März 1787



66. Grabmal der Priesterin Mamia in Form einer mit Inschrift versehenen Rundbank, in die ein Gefäß mit den Gebeinen eingelassen ist. Von hier schöne Fernsicht auf das Meer. Es ist die Bank, auf der sich Goethe nach seinem Besuche Pompejis niederließ



67. Welche Teile Pompejis im Jahre 1826 bereits ausgegraben waren. Die Gräberstraße vor dem Herculaner Tor, dieses und die Stadteile im Westen, dann das Gebiet der beiden Fora, der Theaterbezirk und ganz rechts in der Ecke das Amphitheater



68. Durchblick auf den Apollotempel nächst dem Forum von Pompeji im heutigen Zustande

Beziehungen zu dem Gesandten und seiner Frau und durch diese auch zu ihrem Retter Nelson so innig gestaltet hatte. Diese Gefühle waren besonders im September 1799 bei einem königlichen Gartenfeste zum Ausdruck gekommen. Im taghell beleuchteten Parke des Schlosses von Palermo war ein Ruhmestempel errichtet worden; darin sah man die Statue des Herrschers und davor drei weitere Bildwerke in Wachs, die in der Mitte Lord Nelson und rechts und links von ihm Sir William Hamilton und seine Gemahlin darstellten. Als sich der Hof nun in den Park begab, trat der junge Kronprinz vor und legte einen Lorbeerkranz um das wächserne Haupt des Admirals. So ehrte der König seine Retter; angesichts solch' auszeichnender Behandlung fiel es Hamilton besonders schwer, seinen Posten in Neapel zu verlassen, wo er nicht nur siebenunddreißig Jahre verlebt hatte, sondern auch dem höchsten wissenschaftlichen Interesse seines Daseins und dem angeborenen Sammeltrieb nach Herzenslust fröhnen konnte.

In der großen Politik aber hatte sich plötzlich wieder ein völliger Umschwung vollzogen. Als die französische Republik schon auf allen Kriegsschauplätzen zu erliegen drohte und sich neuerlich einer großen Koalition gegenüber sah, da berief sie General Bonaparte zurück und mit einem Schlag änderte sich das Bild. Heimgekommen beseitigte Napoleon mit Waffengewalt die Direktorialregierung in Paris und machte sich selbst zum Ersten Konsul mit diktatorischer Machtvollkommenheit. Dann zog er ins Feld, und nach dem Siege von Marengo über die Österreicher kam es zum Frieden von Lunéville vom Jahre 1801, dem später auch jener mit England folgte. Neapel, das auch zu der zweiten Koalition gehörte, gab gleichfalls nach und beugte sich allen Forderungen, die Napoleon stellte. König Ferdinand ließ damals der französischen Regierung eine Anzahl von Fundstücken aus Herculaneum als Geschenk für Bonaparte übergeben. So fand

eine große Menge von Kunstwerken, insbesondere eine Wandmalerei¹⁾ in neun Teilen, Apollo und die Musen darstellend, ihren Weg nach Paris in das Haus des Ersten Konsuls, der sie später seinem Bruder Joseph vererbte. Sie sind noch heute in der französischen Hauptstadt, aber nicht mehr in Bonapartischem Besitz.

Im Juni 1802 kehrte das Herrscherpaar von Neapel wieder in die Stadt zurück, aber man war durch all die Veränderungen und die immer noch gefahrdrohende Weltlage so unruhig und beschäftigt, daß trotz der Neigung der Königin für die verschütteten Städte und ihre Geheimnisse in den nächsten Jahren dort nichts Wesentliches gearbeitet wurde. Und wirklich, nach der Erhebung Napoleons zum Kaiser der Franzosen im Jahre 1804 begann der Reigen der Kriege von neuem, die nun mit geringen Unterbrechungen fast durch zehn Jahre bis zu des großen Mannes Sturze währten.

Im dritten Koalitionskriege des Jahres 1805 war Neapel wieder auf der Seite der Gegner Napoleons. Karoline, die den korsischen Emporkömmling bis ins tiefste haßte, war sich ganz klar darüber, was geschehen würde, wenn dieser siegte. „Wir sind in einer sehr peinlichen Lage“, schrieb sie im Juli 1805, „Bonaparte hat unseren Untergang geschworen. Unter dem Anschein der Milde ist er das vollendetste Chamäleon, der größte Verbrecher unter allen Wesen²⁾.“ Die Königin hatte richtig vorausgesehen. Ihr großer Freund Nelson siegte zwar überwältigend bei Trafalgar, aber er fiel auch im Kampfe, während zu Lande Napoleon in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz am 2. Dezember den feindlichen Bund aufs Haupt schlug. Diesmal war es um Neapel geschehen. Trotz des Widerstandes Englands sandte der Kaiser den General Massena mit Truppen dahin, Ferdinand mußte

¹⁾ Gefunden 20. Juli 1755.

²⁾ Königin Karoline von Bourbon an Ruffo, Neapel, 16. Juli 1805. Wien, Staatsarchiv.

neuerdings nach Sizilien fliehen, und der Bruder des Korsen, Joseph Bonaparte, wurde zum König von Neapel erhoben.

Am 14. Februar 1806 war er dort eingetroffen, nachdem Königin Karoline nur zwei Tage vorher ihrem Gemahl nach Palermo gefolgt war. Joseph war der gebildetste und klügste unter den Brüdern Napoleons. Er war kaum vierzehn Tage König, als er schon am 2. März nach Pompeji fuhr, die Ausgrabungen mit höchster Anteilnahme besichtigte, sich alles erklären ließ und den festen Entschluß faßte, was nur möglich sei zu tun, um im Interesse der Kultur und Wissenschaft der Welt das große Unternehmen zu fördern. Der König beauftragte einen seiner Minister, den der Polizei vorstehenden und durch Willkür und Härte sonst sehr verhaßten Korsen Cristoforo Saliceti mit der Obsorge für die Arbeiten. Der Mann versprach bei seiner bekannten Rücksichtslosigkeit zum mindesten eine gewisse Energie dafür aufzuwenden. Es wurden sofort fünfzig Mann nächst der Basilika Pompejis angesetzt und Saliceti fand sich auch persönlich bei den Grabungen ein. Zunächst wurde auch jetzt wieder sprungweise da und dort ausgegraben. Bald aber erschien König Joseph selbst und besichtigte die Arbeiten beim Tempel der Fortuna und im Hause des Sallust, an der vom Herculaner Tore zum Forum führenden Konsularstraße. In Kürze waren über hundertfünfzig Arbeiter beschäftigt.

Im Jahre 1807 befahl der König, der einsah, daß das unregelte, planlose Graben der Sache nicht förderlich wäre, dem Direktor des königlichen Museums, Cavaliere Don Michele Arditì, einen genauen Plan für das Führen und Verbessern der Ausgrabungen vorzulegen. Er, der Monarch, werde dafür sorgen, daß auch eine entsprechende Zahl von Leuten zur Verfügung gestellt würde¹⁾. Arditì machte sich sofort an die Arbeit und trug dem König in Kürze seine An-

¹⁾ Siehe Henri Thédénat, Pompéi. Paris 1928. I/34, 35.

sichten vor. Er riet vor allem andern, das ganze Terrain, unter dem Pompeji liegt und auch noch dessen Umgebung, anzukaufen, soweit es sich in privater Hand befände. Dann solle man nicht sprunghaft bald dort und bald da arbeiten, sondern beim Landhause des Diomedes vor dem Herculaner Tor eine Gruppe, beim Hause des Sallust an der Konsularstraße die andere ansetzen und die Leute so aufeinander zu und gegen das Herculaner Tor graben lassen. Außerdem erbat er einen täglichen Geldaufwand von zwanzig Dukaten. König Joseph stimmte im allgemeinen zu; er erließ zwar auch eine Verordnung zum Ankauf der in Betracht kommenden Gebiete, aber sie wurde zunächst wegen Geldmangels nicht durchgeführt. Auch die tägliche Ausgabe konnte nicht aufgebracht werden und man arbeitete unter Joseph nur in der Gegend des Hauses des Sallust und in jenem des Apollo an der Merkurstraße am nördlichen Rande der Stadt. Dort allerdings wurde die Mühe durch das Entdecken sehr schöner Wandmalereien gelohnt, deren eine die Erfindung der Flöte durch Athene darstellte. Viele hier weiters vorgefundene Bilder des Apollo gaben dem Haus den Namen, und im Hof fielen ein Miniaturspringbrunnen und eine kleine, einer Spielerei ähnliche Wasserfallanlage in die Augen. Joseph Bonaparte weilte oft und oft in diesem Hause und bewunderte die Fresken und dort zutage geförderten Einzelgegenstände.

Des neuen Königs Lage in Neapel war jedoch sehr ungünstig; die Bevölkerung zeigte nicht nur stillen, sondern offenen, ja schon bewaffneten Widerstand, und die Joseph von seinem kaiserlichen Bruder in Paris anbefohlene Eroberung von Sizilien blieb völlig unmöglich. Im Gegenteil, schon drangen bourbonische Truppen mit Hilfe Englands in neapolitanisches Gebiet ein. Unter diesen Verhältnissen mußte das Friedenswerk der Ausgrabungen, so gerne der König es auch weiter gefördert hätte, naturgemäß gewaltig leiden. Und als

inzwischen Napoleon nach der Niederwerfung Preußens und dem Frieden von Tilsit endlich auch die Hauptstadt Spaniens erobert hatte, gab er seinem Bruder Joseph den Befehl, die dortige Königskrone zu übernehmen. Am 22. Mai 1808 verließ Joseph Neapel, wenig erfreut, ja fast von vorneherein an seiner unmöglichen Aufgabe verzweifelnd, die Spanier zu guten Franzosen zu machen. Wenn ähnliches schon in Neapel nicht möglich gewesen war, wie erst in jenem größeren und noch fanatischeren Lande.

Nun zog im Juli 1808 ein neues Königspaar in Neapel ein: der französische Marschall Joachim Murat, bisher Großherzog von Berg, und wieder eine Karoline, seine Gemahlin, die nun sechszwanzigjährige jüngste Schwester Napoleons. Der Kaiser war mit seines Bruders Herrschaft in Neapel unzufrieden gewesen, von seinem General erwartete er sich Besseres. „Murat ist ein Vieh“, sagte er zwar von ihm, „aber er hat Schwung und Tollkühnheit! Er hat sein ganzes Leben nur Krieg geführt. Er ist wohl ein Vieh, aber ein Held!“

In Neapel war auch Krieg, das Königreich mußte erst gänzlich wieder erobert werden. Trotzdem gewannen Pompeji und Herculaneum durch den Tausch der Dynastie, denn auch Murat hatte dafür Interesse; er nahm sofort die noch nicht ausgeführten Pläne auf, die Arditi unter König Joseph entwickelt hatte, und brachte sie ihrer Verwirklichung näher. Während anfangs hundert Arbeiter beschäftigt waren, stieg ihre Zahl in den Jahren seiner Herrschaft bald auf das vier- und fünffache. Nach seinen ersten Besuchen war Murat so begeistert, daß er am liebsten das Amphitheater ganz neu wieder aufgebaut hätte und sogar den festen Vorsatz dazu faßte. Man legte nun einmal den Gesamtumfang der Stadt Pompeji fest, indem man die Mauern aufsuchte. Dann ließ der König den Schutt herauschaffen und begann nun, genau dem Lauf der Straße folgend, deren Freilegung im Gebiet zwischen jener großen Villa vor dem Herculaner Tor und

dem Sallusthaus, ganz wie es Arditì vorgeschlagen hatte. Freilich arbeitete man so, daß man immer nur von der Seite her Haus um Haus, Zimmer für Zimmer ausräumte, indem man willkürlich auch oft von unten nach oben grub, wodurch manches im Innern freigelegte Gebäude schließlich einstürzte und Architektur und Gegenstände zerstörte.

Königin Karoline Murat war noch viel begeisterter für die Ausgrabungen als ihre bourbonische Namensschwester. Der Erzbischof von Neapel, Giuseppe Capece, der sich im Studium der Antike sehr gut auskannte, wußte sie in äußerst geschickter Weise in die Geheimnisse der beiden verschütteten Ortschaften einzuführen. Der Erfolg war eine geradezu leidenschaftliche Anteilnahme. Wiederholt fand sie sich persönlich an den Arbeitsstätten ein. Die Ausgrabungsleitung unterstützte diese Neigung der Herrscherin mit allen, auch schon seinerzeit bei Kaiser Joseph II. versuchten Mitteln. Als die Königin und der Kronprinz sich für den 27. Oktober 1808 zu einem Besuch ansagten, wurde ein an der Straße liegendes altrömisches Geschäft zur Freilegung vor den hohen Herrschaften „vorbereitet“. Sowie man dort in zwei Räumen einzelne antike Bronzegegenstände und viele Terrakottagefäße gefunden hatte, merkte man sich den Ort und schüttete die Dinge gleich wieder leichthin zu, um sie dann vor der Königin aufzudecken.

In zahlreichen ihrer Briefe schrieb Karoline Murat über diese Besuche. Aus dem Isistempel hatte man ihr drei Amulette gebracht mit Inschriften, die Sieg bedeuteten. „Ich schicke Dir, meine liebe Hortense“, schrieb sie ihrer Schwägerin, der Königin von Holland, „zwei wahre Talismane, die im Tempel des Serapis gefunden wurden. Gib bitte das dritte der Kaiserin als von mir kommend. Zwei der Inschriften bedeuten, wie Du erkennen wirst, ‚Sieg‘, und Du wirst einsehen, daß das für sie sehr passend ist. Ich ließ Ausgrabungen machen, war dabei und habe zweitausend Jahre alte Asche

gesehen und verschiedene seltene Gefäße, die ich der Kaiserin gesandt habe¹⁾.“

Königin Karoline trug alles, was gefunden wurde und was halbwegs beweglich war, nach Hause und brachte so in ihren Gemächern förmlich ein Sondermuseum zusammen. Sie ließ auch nicht locker, bis ihr Gemahl am 3. Oktober 1810 mit seinen Ministern nach Pompeji kam und sie ihnen allen an Ort und Stelle persönlich klarmachen konnte, wie wichtig es sei, die Arbeit dort zu fördern. Die Königin war glücklich, als man — wahrscheinlich auch vorbereiteterweise — in ihrer Anwesenheit ein Triclinium oder Speisezimmer ausgrub, dessen Wände von oben bis unten fröhlich mit Fischen, Vögeln und Wild aller Art bemalt waren und sie in den drei steinernen Ruhebetten erkennen konnte, wie die Römer dereinst um den kleinen Tisch gelagert, getafelt hatten. Nur dessen Holzplatte war verschwunden, während seine drei Marmorfüße noch vorhanden waren. Es war dies ein wesentlicher Unterschied gegenüber Herculaneum. Die schütterere, luftdurchlässigere Aschen- und Lapillidecke konnte nichts, was aus Holz war, vor dem völligen Verderben und damit endlichem Verschwinden schützen; wohl aber der zu Tuff erstarrende Schlamm, der Herculaneum begraben hatte, unter dessen Schutz die Holzgegenstände zwar einen Fossilisationsprozeß mitmachten und völlig verkohlten, aber ihre ursprüngliche Gestalt beibehielten.

Die Königin gab damals vor ihrem Gemahl, dem Minister des Innern und Cavaliere Arditì sowie La Vega, der immer noch die Durchführung der Arbeiten leitete, ihren höchsten Eifer zu erkennen, der dahin ging, möglichst schnell die ganze Stadt zutage zu fördern. Eindringlich wurde beraten, was da zu tun sei, um diesen ihren heißen Wunsch auch tatsächlich zu verwirklichen. Der Minister der Finanzen wurde instän-

¹⁾ Königin Karoline Murat an Königin Hortense. Portici, 14. November 1808. *Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat 1767 bis 1815*, publiées par S. A. le prince Murat. Paris 1908—11. Bd. VI, S. 407.

digst gebeten, alles was in seiner Macht liege aufzubieten, um diese Aufgabe, die ja schließlich zu einer Geldfrage wurde, möglich zu machen.

Die bei dem Besuch Anwesenden standen sämtlich unter dem Eindruck, welch wahre Leidenschaft für die antiken Funde die Königin erfaßt hatte. Alles, was damit zusammenhing, auch der Vulkan selbst interessierte sie. „Ich bin jetzt in Portici“, berichtete sie wenige Tage nach diesem Besuch ihrer Schwägerin Hortense, „und wie Du siehst ganz nah am Vesuv, der jeden Tag die Form seiner Eruption wechselt. Seit drei Monaten ist die Mündung des Kraters völlig verändert . . . So wie Du sehe ich wenig Menschen, lese und arbeite viel. Ich habe Ausgrabungen machen lassen, da hast Du, meine liebe Hortense, meine Zerstreuungen¹⁾.“

Und wirklich, jede Woche erschien die Königin bei den Arbeiten, eiferte die Leute an, erhöhte ihre Löhne, gab ihnen selbst Geld und war überglücklich über jeden kleinen Fund, den sie gleich mitnehmen konnte. Nach dem gemeinsamen Besuch brachte der „Monitore Napoletano“ vom 7. Oktober 1809 einen ausführlichen Bericht darüber, und eine der Folgen war, daß man nun ernstlich an die Frage des Ankaufes des Privaten gehörigen, antike Bauten deckenden Geländes ging. Im Jahre 1811 wurden auch tatsächlich zwei Drittel der in Betracht kommenden Bodenfläche für den Staat erworben. Das Königspaar interessierte sich so sehr, daß man fast sagen kann, sein Einfluß sei für gründliche Arbeit zu übereifrig, ja zu fieberhaft gewesen. Die Herrscherin gebärdete sich gleichsam als die unmittelbare Leiterin der Ausgrabungen. Sie wollte monatlich zweitausend Dukaten aufwenden und setzte es durch, daß zu den schon aufgenommenen Hunderten von Arbeitern, die die Erdbewegungen unter einem Pächter ausführten, auch noch Pioniere des Heeres traten. Karoline Murat

¹⁾ Königin Karoline Murat an Königin Hortense, Portici, 12. Oktober 1809. Lettres et documents, a. a. O. Bd. VIII, S. 58 f.

Prachtvolle Veröffentlichungen

verlangte wöchentlich zwei Berichte über die Fortschritte. Jetzt wurde hauptsächlich in der Gräberstraße gearbeitet und man fand hier sehr viele Skelette von Pompejanern, die gegen das Meer hatten flüchten wollen. Man merkte nun den Unterschied zwischen Herculaneum und Pompeji, in welcher letzterer Stadt, obwohl sie erst zum geringsten Teile erforscht war, schon Hunderte von Skeletten gefunden wurden, während man seinerzeit in Herculaneum nur auf wenige, im ganzen zwölf Totengerippe gestoßen war.

Daneben wünschte die Königin, daß insbesondere das Amphitheater und die Basilika völlig zutage gefördert würden. Es machte ihr die größte Freude, ihre Gäste nach Pompeji zu führen und ihnen die neuesten Entdeckungen zu zeigen. So kam Karoline Murat am 6. April 1811 mit der Schwägerin des Kaisers von Rußland und sah den Ausgrabungen in dem Hause des Apollo zu. Bald wurde es auch allgemein bekannt, wie sehr die Fürstin alles schätzte, was mit den verschütteten Städten zusammenhing. Ein Abbé namens Domenico Romanelli, Vorsteher der Bibliothek der königlichen Kinder, widmete ihr im selben Jahre die Beschreibung einer Reise von Pompeji über Paestum nach Herculaneum. François Piranesi, ein geschickter Zeichner und Archäologe, Sohn des berühmten Graphikers und Architekten Jean Baptiste gleichen Namens, der die Denkmäler Roms in Kupfer stach, hatte 1809 sein gewaltiges, zweibändiges Werk „Das Theater von Herculaneum“ fertiggestellt. Die Königin liebte es, ihren Gästen dieses sowohl, wie die Veröffentlichungen des französischen Architekten F. Mazois zu schenken, der auf Kosten des Hofes von Neapel und unter dem Ehrenschatz der Herrscherin ein herrliches Werk über Pompeji herausgab¹⁾.

¹⁾ Charles François Mazois, *Les ruines de Pompéi, dessinées et mesurées par F. M., architecte pendant les années 1809—1811.* Paris 1812 bis 1838. Continué par M. Gau, architecte.

Ein Schatz goldener Münzen

Eines Tages, am 11. Januar 1812 fand man auf der Gräberstraße, nicht weit vor dem Tore der Stadt, zwei Gerippe just dort, wo die Lapilli aufhörten und die Wasserasche begann. Das eine lag mit dem Gesicht zur Erde, und unmittelbar an der Hüfte entdeckte man nicht weniger als 69, aus einem von der Zeit völlig zersetzten Beutel entfallene Gold- und 115 Silbermünzen. Die ersteren waren nagelneu, hatten 22 Karat und stammten von den Kaisern Tiberius, Nero, Otho, Vitellius, Vespasian und Domitian; sie sahen so aus, als wären sie gestern erst aus der Prägestätte gekommen. Der zweite Tote lag mit weitgeöffneten Armen auf dem Rücken, ohne aber etwas bei sich gehabt zu haben. Unweit davon fand sich noch ein drittes Skelett. Alle Toten hatten den Abdruck ihrer Körper in der Asche hinterlassen. Damals aber stand man dem noch hilflos gegenüber und zerstörte die so lebendig erhaltene Wiedergabe antiker Körper.

Der Ausgrabungsleiter Arditì begab sich mit dem Goldschatz sofort zum Minister des Innern Zurlo, der den glücklichen Entdecker augenblicklich in seinen Wagen setzte und mit ihm ohne Zeitverlust zu Murat und seiner Frau fuhr, die ihn begeistert empfingen. Sie besahen wieder und immer wieder die schönen und seltenen Münzen und bedauerten nur, der Aufdeckung nicht selbst beigewohnt zu haben. Dieses Gefühl wurde noch verstärkt, als die Königin erfuhr, daß am 12. Mai 1812 wieder auf der Gräberstraße unweit der fälschlich sogenannten Villa des Diomedes eine junge Frau gefunden wurde, die herrliche Ringe und reizende, perlengeschmückte Ohrgehänge trug. Sie hatte ihr Kind gegen den Busen gepreßt und zwei junge Mädchen ruhten nicht weit von ihr.

Die Ausgrabungsleitung gab nun den Befehl, bei dem nächsten Skelettfund nichts verlauten zu lassen, alles sogleich wieder zuzuschütten und es erst wieder vor Karoline Murat an den Tag zu schaffen. Und wirklich deckten kurz darauf

die den Arbeitern beigegebenen Pioniere neuerdings einen solchen Toten auf, den man entsprechend zurichtete und am 21. November 1812 vor der Herrscherin und ihren Kindern bloßlegte. Neben dem Toten fand sich ein anfangs unkenntliches Etwas, das an einer Stelle goldig glänzte. Als man näher zusah, stellte sich dies als ein Klumpen von nicht weniger als 360 Silber- und 42 aneinandergepickten Bronzemünzen dar, die wegen des Edelrostes (der Patina) kaum kenntlich waren. Mitten darin aber fanden sich acht wundervolle kaiserliche Goldmedaillen, die gleichfalls aussahen, als wären sie erst gestern geprägt worden. Sie waren in einem dunkelbraunen Sack aus grobem Linnen gewesen, von dem sich noch einzelne Teile erhalten hatten. Es gelang, ein Stück davon zu bergen und ins Museum zu bringen, der Rest aber zerfiel in Staub, sowie man ihn nur berührte. Diese Leichen wurden zehn Fuß hoch schon über der Aschenlage gefunden und über ihnen war nur eine schmale Schicht von mit Lapilli gemischter Asche¹⁾).

Noch zu einem zweiten solch „vorbereiteten“ Skelett führte man Karoline Murat, und als man weitergrub, fand man noch vier Tote, darunter ein Kind, von denen man vorher nichts gewußt hatte, so daß die Königin doch endlich einmal vor einem echten, vor ihr selbst gemachten Funde stand. Auch diese Opfer hatten Ohringe mit Perlen und mit Granaten geschmückte Goldringe in Schlangenform an den Fingern, überall lagen Münzen verstreut. Die Herrscherin freute sich wie ein Kind, kam am 30. November desselben Jahres wieder und brachte diesmal einen kleinen Esel mit, der dann mit allen Funden beladen an den königlichen Wagen angebunden wurde und damit gleich bis nach Portici lief. Die glückstrahlende Königin schenkte den Arbeitern und Pionieren an diesem Tage zweihundert klingende Dukaten.

¹⁾ I. de Clarac. Fouille faite à Pompéi en présence de S. M. la Reine des deux Siciles le 18 mars 1813.

Während Karoline Murat sich voll Eifer mit den Ausgrabungen beschäftigte, die in den letzten Monaten des Jahres 1812 vornehmlich Denkmäler an der Gräberstraße, wie jenes des Scaurus mit den Darstellungen von Gladiatorengefechten und Tierhetzen ans Tageslicht brachten, vergaß diese tüchtige und ehrgeizige Frau auch der Politik nicht. Sie war nun Regentin, da ihr Gemahl an dem Feldzuge der „grande armée“ gegen Rußland teilnahm, der im Juni des Jahres 1812 begonnen, nun schon im November zum völligen Zusammenbruche führte. Auch ihre Lage mußte unter diesem Unglück des kaiserlichen Bruders schwer leiden, und von dieser Zeit an datierten die Kämpfe, die das Ehepaar Murat um die Beibehaltung des ihm so lieb gewordenen Thrones führte und die es so weit brachte, selbst denjenigen zu verraten, dem es die Krone und überhaupt alles verdankte. Murat und seine Frau liebten die königliche Gewalt, aber auch die herrliche Stadt Neapel, und nicht zum wenigsten trug dazu auch die Freude an den Ausgrabungen bei. Eben im Februar 1813 hatte man an der Gräberstraße ein sehr schönes Denkmal gefunden, das dereinst eine freigelassene Griechin namens Naevoleia Tyche noch bei Lebzeiten für sich und offenbar für ihren Geliebten, den Kaufmann Munatius Faustus, errichtet hatte. Dieser Munatius war ein angesehener Mann, denn man hatte ihm die Ehre des Biselliums, das heißt eines Sitzes im Theater in doppelter Breite zuerkannt, was auf dem Denkmal ersichtlich gemacht war.

Kaum war man auf dieses Grabmonument gestoßen, vermauerte man, ohne weiter zu suchen, den Zugang dazu sofort wieder, um es dann vor der Königin ausgraben zu können. Am 18. März darauf erschien sie in Begleitung des Bildhauers Canova und man förderte das Denkmal zutage. Es fanden sich dabei zwei Aschenurnen aus Glas und in ihnen verbrannte Gebeine der Verstorbenen in einer noch nicht eingetrockneten Mischung von Wasser, Wein und Öl. Eine

Bleihülle schützte die Glasvasen von außen und hatte sie so alle 1700 Jahre hindurch heil erhalten. Nebenbei fanden sich viele reizende Terrakottalampen. Die Königin ließ sich diese Dinge mit nicht weniger als 900 in der letzten Zeit gefundenen Münzen nach Portici senden und spendete den Pionieren wieder hundert Dukaten. Begreiflich, daß dies für die Soldaten den höchsten Ansporn bedeutete, immer neue Dinge zutage zu fördern. Königin Karoline erwartete den Erfolg stets mit solcher Ungeduld, und man mußte ihr immer alles unmittelbar nach dem Finden so schnell schicken, daß man oft gar keine Zeit hatte, die Dinge genauer zu bestimmen.

Während ihr großer Bruder und Beschützer Napoleon im Laufe des Jahres 1813 nunmehr schon in Deutschland um die Aufrechterhaltung seiner Herrschaft kämpfte, selbst das verschwägte Österreich von ihm abzufallen begann und daher ernste Sorgen um die eigene Zukunft das Muratsche Königspaar bedrängten, hörte es doch nicht auf, sich um die Ausgrabungen zu kümmern. Im September 1813 arbeiteten schon 532 Leute hauptsächlich an der Basilika und am Amphitheater, sowie an der Vorbereitung von Orten, die vor der Herrscherin ausgegraben werden sollten. Dabei hielt es sehr auf, daß man die Straßen und Wege stets gut herrichten mußte, auf denen man die Majestäten zu den Funden führte. Gegen Ende des Jahres kamen sie immer häufiger, die Königin oft mehrere Tage hintereinander.

Mittlerweile hatte sich die Lage auf den Kriegsschauplätzen in Europa verschärft. Die dort und da erfochtenen französischen Siege waren teuer erkaufte, und Napoleon mußte von überall, wo er nur konnte, Truppen und Verstärkungen heranziehen. So sollte auch Neapel 20000 Mann stellen, die für die Armee des kaiserlichen Stiefsohnes, des Vizekönigs Eugen, in Oberitalien bestimmt waren. Napoleon schrieb in diesem Sinne wiederholt und höchst energisch an seine Schwester und Murat. Einmal traf eine solche Mahnung gerade ein, als

das Herrscherpaar eben die Ausgrabungen von Pompeji besuchte. Kaum hatte der König gelesen, so zerriß er den Brief wütend vor allen Leuten, trat ihn mit Füßen und schrie: „Nicht eine Kompanie lasse ich ausmarschieren.“ In Neapel dann versammelte er seine Minister und sagte ihnen empört: „Meine Herren, es ist unerhört, der Kaiser behandelt mich von oben herab, wie einen Korporal¹⁾.“

Im Herbst dann begannen sich die Ereignisse zu überstürzen. In den Tagen vom 16. bis 18. Oktober erlag Napoleon in der Völkerschlacht von Leipzig und mußte seinen Rückzug über den Rhein nach Innerfrankreich antreten. Nun war es für Murat und seine Gemahlin an der Zeit, nachzudenken, welche Vorsorgen sie für den Fall der endgültigen Niederlage des Kaisers treffen könnten. Sie hätten sich viel lieber weiter mit den Ausgrabungen von Pompeji beschäftigt. Man war damals im November 1813 gerade auf das Forum gelangt und begann dieses allmählich bloßzulegen, während das Königspaar nun schwere, seine Zukunft betreffende Entschlüsse fassen mußte. Schon seit Jahresfrist hatte Murat mit dem Gedanken zu spielen begonnen, zu den Gegnern Napoleons überzugehen und sich sein Königtum von diesen rechtzeitig vor dem kommenden Zusammenbruch sicherstellen zu lassen. Dafür wollte er am Kriege gegen seinen Schwager und Wohltäter teilnehmen. Im Januar 1814 vollzog Murat auch wirklich den Bruch mit Napoleon und damit auch mit Frankreich, seiner Heimat. Die Verbündeten aber gedachten ihn vorerst dazu zu benützen, mit seiner Hilfe die übrigen Franzosen aus Italien hinauszuerwerfen, dann aber sich auch gegen ihn, den Verräter selbst zu wenden. Irgendwie schwebte dem zum Könige aufgestiegenen Marschall vor, Italien zu einigen und sich dann zum nationalen Heros des

¹⁾ Freiherr von Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814. Wien 1878. S. 522.

Das Amphitheater wird aufgedeckt

Landes aufzuspielen. Aber das waren alles Träume, die vor den harten Tatsachen in nichts zergehen mußten. Sein Schriftwechsel mit dem mittlerweile nach Elba verbannten Napoleon, der mitgelesen wurde, zeigte den Verbündeten, daß er ein Doppelspiel trieb, und gab ihnen die nötige Handhabe, ihn trotz seinen Abmachungen mit Österreich bald ganz fallen zu lassen.

Da, am 1. März 1815 landete plötzlich Napoleon, der Elba heimlich verlassen hatte, auf französischem Boden. Nun begann sein Triumph- und Siegeszug, der ihn in Kürze bis nach Paris führte und ihm die Möglichkeit gab, neue Armeen aus dem Boden zu stampfen und den in Wien am Kongreß beratenden und streitenden Verbündeten von neuem den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Auf diese Nachricht hin vergaß Murat alles Geschehene. Er sah nur den Stern seines kaiserlichen Herrn wieder neu aufgehen, dessen Führergenie er in so unzähligen Schlachten und Gefechten bewundert hatte. Im Nu vergaß er alle seine Verträge, zog mit den neapolitanischen Truppen ins Feld und bekämpfte die Gegner Napoleons in Italien, wo immer er sie antraf.

Angstvoll horchte die Königin in Neapel auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatz und von dem Ausgang der tollkühnen Unternehmungen ihres Bruders sowohl, wie ihres Gatten. Sie wußte kein besseres Mittel, die Aufregung und die mitgenommenen Nerven zu beruhigen, als immer wieder nach Pompeji zu pilgern. Dort hatte man eben die Arena des Amphitheaters gänzlich aufgedeckt, und am 11. April kam die Königin vom Schlosse von Portici aus, wohin sie sich nach der Abreise Murats zur Armee zurückgezogen hatte, um sich diesen Erfolg zu besehen. Sie bewunderte besonders einen noch ziemlich gut erhaltenen Tuchsack mit einer Bronze- laterne darin, der bei einem in dem rechten Umgang des Amphitheaters aufgedeckten Skelett gefunden worden war. Nach diesem Besuch wurde der Befehl gegeben, „zur Unter-

haltung der Königin“ mit größtem Eifer neue antike Häuser zur Ausgrabung vorzubereiten. Alle Arbeiter, die beim Amphitheater beschäftigt gewesen waren, wurden nun an einer Stelle zusammengezogen, wo fünf Zimmer in dieser Weise behandelt wurden. Am 17. April konnte sie noch ihrem Bruder Jérôme, dem gewesenen König von Westfalen, und am 18. noch dem spanischen Königspaar begeistert Ausgrabungen zeigen. Das aber war ihr letzter Besuch.

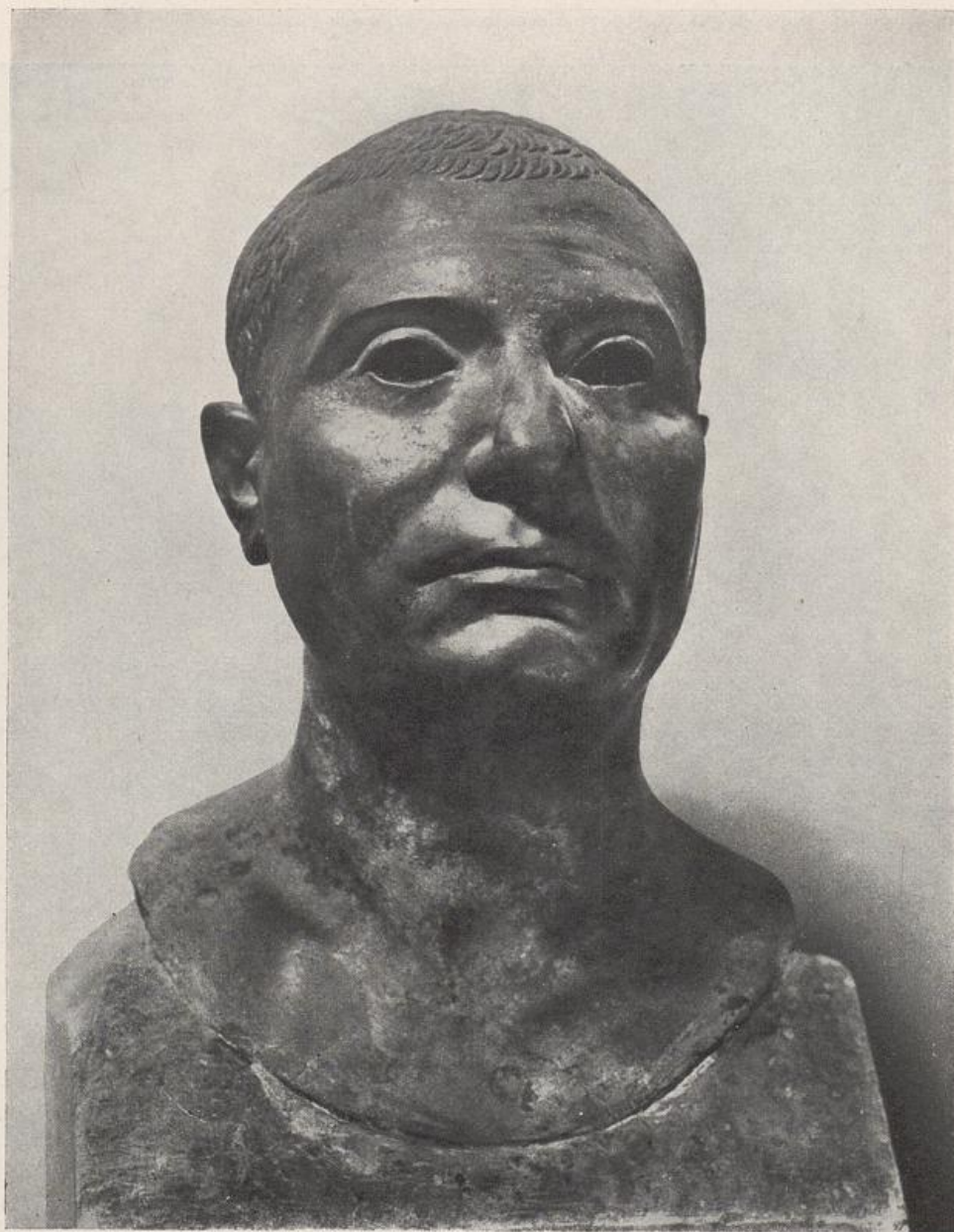
Murat war es indes im Felde schlecht gegangen. Österreich hatte sich wieder mit König Ferdinand von Bourbon verbündet; einige Tage darauf, am 2. und 3. Mai, erlag Murat in der Schlacht von Tolentino. Am 10. verlangte die englische Flotte vor Neapel in einem Ultimatum die Auslieferung aller Kriegsschiffe und Arsene. Schon drohte ein Volksaufstand in der Stadt, Karoline Murat aber beschwor ihn noch, indem sie sich bei einer Truppenschau der garde nationale furchtlos vor aller Welt zeigte. Am 18. Mai, neun Uhr abends, kehrte ihr Gemahl verzweifelt nach Neapel zurück. „Alles ist verloren“, sagte er zu seiner Frau, „nur mein Leben noch nicht. Ich war nicht glücklich genug, den Tod zu finden. Es bleibt mir nichts übrig als nach Frankreich zu fliehen, um womöglich noch Napoleon meinen Degen anzubieten.“ Nächtlicherweile in Zivilkleidern verließ Murat, nur von wenigen Getreuen begleitet, die Stadt. Zwei Tage darauf mußte sich Karoline auf einem englischen Schiff gefangen geben. Sie wurde nach Triest gebracht, legte ihre Würden ab und versank unter dem Namen einer Gräfin von Lipona in das private Dunkel¹⁾.

Nun war der Weg für die Rückkehr des nach Sizilien geflüchteten Bourbonenkönigs wieder frei, die Fremdherrschaft wohl gebrochen, aber für die beiden versunkenen Ortschaften war die Franzosenzeit dank der leidenschaftlichen Anteilnahme des Königspaares von Vorteil gewesen. Wäre mit der

¹⁾ Exkönigin Karoline Murat starb 1839 in Florenz.



69. Stadttor von Pompeji in der Richtung der Ortschaft Nola



70. Herme des Schauspielers C. Norbanus Sorex, die im Isistempel gefunden wurde, zu dessen Errichtung er beigetragen hat. Man beachte den altrömischen, noch heute in Italien fortlebenden Typus

Fot. Alinari



71. Bronzestatue eines tanzenden Fauns; die Art ihrer Aufstellung ist unbekannt, man fand sie im Atrium liegend. Es ist eines der köstlichsten, bisher in den verschütteten Städten gefundenen Kunstwerke

Neapel, Museum



72. Der stehengebliebene Teil der Säulenhalle (des Peristyls) der Casa d'Argo in Herculaneum. Man beachte, wie die Häuser von Resina oben an diesen ausgegrabenen Teil heranreichen und über dem noch in der Tiefe schlummernden Rest von Herculaneum stehen

gleichen Hast weitergearbeitet worden, wie dieses die Ausgrabungen in den letzten Jahren betrieben hatte, so wäre Pompeji in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit völlig ans Licht gebracht worden, wenn man auch nicht zuviel fragen darf, wie dies geschehen wäre.

Ein großes Drama war ausgespielt, nun versuchte man in ganz Europa das Rad der Geschichte wieder zurückzudrehen.